

Denkmal heute

Magazin für Denkmalpflege in Österreich
Ausgabe 2/2021

Das Gartenbaukino

Norman Shetler spricht
über die architektonische
Handschrift und
die behutsame
Restaurierung seines Kinos.



Amor und Psyche: Antiker Stoff in Farbe und Textil

Bogdan Roščić: Öffner verschlossener Türen

Die Wohnung der Architektin Margarete Schütte-Lihotzky

Welterbe: Zwischen Bädern und Villen

Traditionelles Handwerk: Eine Ode an den Kalk

9 Euro





Editorial

Martin Böhm

Präsident der Österreichischen Gesellschaft
der Denkmalfreunde

Ich freue mich, Ihnen die aktuelle Ausgabe von **Denkmal heute** präsentieren zu dürfen, die wieder einen weiten Bogen über ganz Österreich und seine Grenzen hinaus spannt und zahlreiche interessante, informative und unterhaltsame Beiträge rund um das Thema Denkmalschutz bietet:

Die Akademie der bildenden Künste am Schillerplatz hat nach mehrjähriger Sanierung diesen Herbst ihre Tore für Studierende wieder geöffnet. Unser Artikel beleuchtet eindrucksvoll nicht nur die Schwierigkeiten, die alte Substanz im Originalzustand zu erhalten bzw. in diesen zurückzuführen, sondern auch die Herausforderungen der Adaptierung: Schließlich gilt es, den Anforderungen hinsichtlich Elektrik, Heizung und Sicherheit gerecht zu werden, ohne den Altbestand zu beeinträchtigen. Vor dieser Problematik stand man natürlich auch bei der Restaurierung des fast 100 Jahre später entstandenen Gartenbaukinos. In unserer Titelgeschichte erzählt der Geschäftsführer, wie er sich in enger Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt und dem ausführenden Architekten Fragen wie den folgenden gestellt hat: Was macht Sinn, was ist möglich und was vielleicht nicht mehr zeitgemäß?

Die Frage nach dem Möglichen orientiert sich stets an Materialien und Handwerkstechniken. Auch diese Aspekte kommen im aktuellen Heft nicht zur kurz. So finden sich hier spannende Beiträge über die Anwendung des Materials Kalk, über die Patina von Kupferdächern und über historische Holzböden. Selbstverständlich lassen wir auch in dieser Ausgabe Menschen zu Wort kommen, die mit, in und rund um Denkmale arbeiten. Interviews mit dem Direktor der Wiener Staatsoper, dem bayerischen Generalkonservator und der neuen Direktorin des MAK, die eine Brücke vom Design zum Denkmal schlägt, seien Ihnen neben den vielen anderen informativen Berichten in diesem Heft empfohlen.

Ich wünsche gute Unterhaltung beim Lesen, danke für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung: Es gibt so viel zu tun für den Denkmalschutz!

Annette Ahrens

Chefredakteurin
Denkmal heute

Wieder einmal haben ein kreatives Grafiker:innen-team und tolle Fotograf:innen für diese Ausgabe wundervolle Arbeit geleistet. So entführen stimmungsvolle Fotoaufnahmen ins Wiener Gartenbaukino. Bei Geschäftsführer Norman Shetler sind nicht nur die Schwanhals-Leuchten für die Zukunft in besten Händen.

„Grüner wird's nimmer“? Damit ist in der farbenarmen Jahreszeit die Patina der in Österreich weit verbreiteten Kupferdächer gemeint. Auch die Eisen-Stahl-Konstruktion des einzigartigen Glashauses im Botanischen Garten in Graz wurde in die historische Originalfarbe zurückversetzt. Baden werden wir erst im kommenden Frühjahr wieder in Grün erleben, aber die Aufnahme der Kurstadt in die UNESCO-Welterbeliste zaubert uns auch im Winter Sonne ins Gesicht. Besonderes Augenmerk verdienen die Materialbibliotheken der Kartause Mauerbach, denn einmal betreten, verschwindet der Parkettboden meist aus dem Bewusstsein. Das möchte unser Beitrag ändern und rückt ihn ins rechte Licht. Vor den Vorhang geholt werden hier auch „Bedeutsame Belanglosigkeiten“ wie ein ÖB-Bock. Wissen Sie, was das ist? Ebenso beliebt ist unsere Seite, die alte und heutige Ansichten einander gegenüberstellt. Ihre festlich gedeckte Weihnachtstafel könnte heuer in der Mix-&Match-Manier alle Erbstücke und Verwandten an einen Tisch bitten. Trauen Sie sich!

Das Präsidium des Bundesdenkmalamtes bringt sich in **Denkmal heute** intensiv ein – am liebsten als Vernetzer und Interviewer hochrangiger Partner:innen aus wichtigen Kultureinrichtungen im In- und Ausland. Und im Blick steht auch Margarete Schütte-Lihotzky – ein Foto aus der Sammlung des Architekturzentrums Wien gibt die Aura dieser Ausnahme-Architektin wunderbar wieder. Die als Puzzlestein gestaltete Denkmalschutzmedaille würde eigentlich allen Tapferen dieses Jahres zustehen. Auch den Denkmalfreunden!

Inhalt

06

Denkmal pflege

Serie

06 Denkmale des Monats

Das historische Glashaus in Graz, der Schulcampus Wilten und die Restaurierung mittelalterlicher Natursteinmauern in Vorarlberg

Kunst und Naturwissenschaften

14 Grüner wird's nimmer

Die grüne Patina der Kupferdächer aus naturwissenschaftlicher Sicht

Technische Denkmale

18 Zwei historische Feuerwehrspritzen aus Lienz

Wolkensteinerspritze und Kaiser-Franz-Joseph-Spritze – zwei Wunderwerke historischer Feuerwehrentechnik

Bewegliche Denkmale

20 Antiker Stoff in Farbe und Textil

Oskar Kokoschkas „Amor und Psyche“

Archäologisch

22 Ein Land aufnehmen

Über die Kartierung der archäologischen Landschaft Österreichs

Kartause Mauerbach

24 Vom Dielenboden zum Tafelparkett

Die Ausstellung über historische Holzböden im Kaisertrakt der Kartause

Denkmal menschen

Menschen im Denkmal

26 Zeitreise in die 1960er

Martin Haidinger im Gespräch mit Norman Shetler über Schwanenhals-Leuchten, 70-Millimeter-Filme und vieles mehr

Hinter den Kulissen

34 Sandra Sampl – die Förderungsmanagerin

Die Frau mit dem organisatorischen Geschick, der Vorliebe für Zahlen und dem Talent zum Brotbacken

Grenzenlos

36 Gespräche mit unseren Nachbarn: Bayern

Heinz Schödl im Gespräch mit dem Leiter des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege Mathias Pfeil

Oper

38 Öffner verschlossener Türen

Bogdan Roščić spricht mit Denkmal heute über seine Pläne als Staatsoperndirektor und den Mythos „Stehplatzler“

Kult(ur) aus Tradition

40 „Design moderiert auch gesellschaftliche Prozesse“

Lilli Hollein, erste Generaldirektorin des MAK, im Gespräch mit Christoph Bazil über Design in unternehmerischen Prozessen

Nachhaltig

43 Ein Puzzlestein für den Denkmalschutz

Dominik Annes und Lukas Troberg gestalteten die neue Österreichische Denkmalschutzmedaille



Denkmal kinder

Denkmalhund Emil

44 Das Christkindl und der „Laufende Hund“

Unterwegs in der Denkmalstadt Steyr

Denkmal kultur

Mittelalterlich neu

48 Schlicht ein Platz

Revitalisierung eines Platzensembles in einer denkmalgeschützten Kleinstadt

Denkmal barrierefrei

52 MAK mit neuem barrierefreien Zugang

Ein spektakuläres skulpturales Rampenobjekt ist Herzstück des neuen barrierefreien Zugangs ins MAK

Keramisch architektonisch

54 Die „Vertonung“ der Stadt

Architekturkeramik in Wien

Denkmal diskursiv

58 Die Wohnung der Architektin Margarete Schütte-Lihotzky

Über das Wirken der bedeutendsten Architektin Österreichs

Bedeutsame Belanglosigkeit?

62 Ein ÖB-Bock

Der Wiener Schaltbock: eine weitere bedeutsame Belanglosigkeit?

Fotoarchiv

64 denk mal GESTERN, Denkmal heute

Die Pfarrkirche St. Vinzenz in Heiligenblut gestern und heute

erFRISCHendES Welterbe

66 Zwischen Bädern und Villen

Über Biedermeier-Charme und Jahrhundertwende-Eleganz der Kurstadt Baden

Alltagskultur

70 Eine kurze Geschichte des festlich gedeckten Tisches

Tafelkultur vom höfischen Bankett zum "Mix & Match"-Stil?

Traditionelles Handwerk

72 Eine Ode an den Kalk

Traditionelles Malerhandwerk: nachhaltig, umweltverträglich und lustvoll vielseitig

Religiöse Besonderheit

76 Von der Zukunft in die Vergangenheit

Das Jüdische Viertel von Hohenems



26



54

Denkmal freunde

Umfassende Restaurierung

78 Die Akademie am Schillerplatz

Die Generalsanierung der Kunstakademie des Architekten Theophil Hansen

Denkmalfreunde unterwegs

81 Die Denkmalfreunde in der Akademie der bildenden Künste

Ein erster Blick in die umfassend restaurierten Räumlichkeiten der Akademie

Denkmal standards

03 Editorial

82 Impressum und Vorschau

Denkmal pflege

In der Reihe „Denkmale des Monats“ stellt Ihnen Denkmal heute diesmal das Glashaus im Botanischen Garten in Graz, den neuen Schulcampus Wilten in Innsbruck und die Restaurierung mittelalterlicher Natursteinmauern in Vorarlberg vor. Unter dem Titel „Denkmal des Monats“ werden auf der Website des Bundesdenkmalamtes (bda.gv.at) regelmäßig in Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt erfolgreiche Restaurierungsprojekte ins Zentrum gerückt.



Dachgeschoß im ehemaligen
Schul- und Gemeindehaus Leopoldstraße 15
© www.birgitkoell.at

Denkmale des Monats



Denkmale des Monats

VOM LOST PLACE ZUR NUTZUNG

in seiner ursprünglichen Funktion

Karin Derler

Das historische Glashaus in Graz

Der Charme des Verfalls erschien manchen vielleicht romantisch, eine Zukunft bot er allerdings nicht. Die hat das historische Glashaus im Botanischen Garten in Graz nun aber nach seiner Sanierung. Vom viel fotografierten „Lost Place“ ist es zu seiner ursprünglichen Funktion zurückgekehrt und wird künftig für Pflanzenzucht, Lehre und wissenschaftliche Veranstaltungen genutzt.

„Aus der Nostalgie gehoben“: So beschreibt ein Verantwortlicher stolz den Sanierungsprozess. Sein auffälligstes Detail ist unübersehbar: Aufgrund der restauratorischen Befundung wurde die Stahlkonstruktion wieder in die historische Originalfarbe Grün zurückversetzt. Die historische Glashausanlage war 1889 von der Wiener k. k. Eisenkonstruktionswerkstätte Ignaz Gridl errichtet worden, die in der gesamten österreichischen Monarchie baute. In Katalogen bot die Firma die Eisen-Stahl-Konstruktionen in Skelettbauweise als Serienprodukt an. Mittlerweile ist das Grazer Glashaus das einzige noch erhaltene Beispiel einer universitären Glashausarchitektur des 19. Jahrhunderts. Das Gewächshaus gliedert sich in fünf Teilhäuser, mit dem Palmen- oder Tropenhaus in der Mitte. Im Vergleich zu vielen anderen Palmenhäusern in europäischen Städten, bei denen die gesellschaftliche Repräsentation im Vordergrund stand, ist jenes im Botanischen Garten in Graz ein funktional reduzierter Ingenieurbau, bei dem der Forschungsaspekt dominierte.

2008 wurde es unter Denkmalschutz gestellt. Damit war zumindest gewährleistet, dass es nicht abgebrochen werden konnte, wie es nach der Eröffnung der neuen Glashäuser 1995 von Architekt Volker Giencke im Raum stand. Die Unterschutzstellung kümmerte den Verfall freilich wenig. Immer wieder machten sich daher eine Bürgerinitiative, Vereine und auch Privatpersonen für den Erhalt und eine Neunutzung stark. Zeitweise kam es zu einem positiven Flow, dann gerieten alle Planungen wieder ins Stocken. Letztendlich konnten in Zusammenarbeit mit der Bundesimmobiliengesellschaft (BIG) als Eigentümerin und der Universität Graz als Betreiberin des Botanischen Gartens die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen geschaffen und das Konzept für die Restaurierung erstellt werden, um mit den Sanierungsmaßnahmen zu starten. Grundidee, Grundstruktur und Nutzung sind geblieben. Was aber ist neu?

Der fehlende Eingangsbereich wurde bewusst modern und barrierefrei gestaltet. Das Innere mit dem zentralen Kubus – dem Palmenhaus – ist architektonischer Mittelpunkt und wird als universitäre Begegnungs- und multifunktionale Veranstaltungsstätte fungieren. Die restlichen Trakte bleiben für die Glashausnutzung erhalten. Das Heizungs- und Belüftungssystem wurde technisch auf den neuesten Stand gebracht. Die Gläser wurden getauscht und konstruktive Schwachstellen intelligent verstärkt. Die Suche nach einem geeigneten Sonnenschutz, der sich an die notwendigen klimatischen Anforderungen anpassen lässt, war erfolgreich. Dass der Sonnenschutz seinen Zweck erfüllt und sensorgesteuert auf Wind und Regen reagiert, freut den planenden Architekten Bernd Priesching besonders. „Vieles hat auf den ersten Blick dramatischer ausgesehen“, meinte er auf die Frage nach seinem persönlichen Highlight des Sanierungsprozesses. Etwa, dass der Sockelunterbau stark durchfeuchtet war und



Vorderansicht Glashaus
© Schreyer David

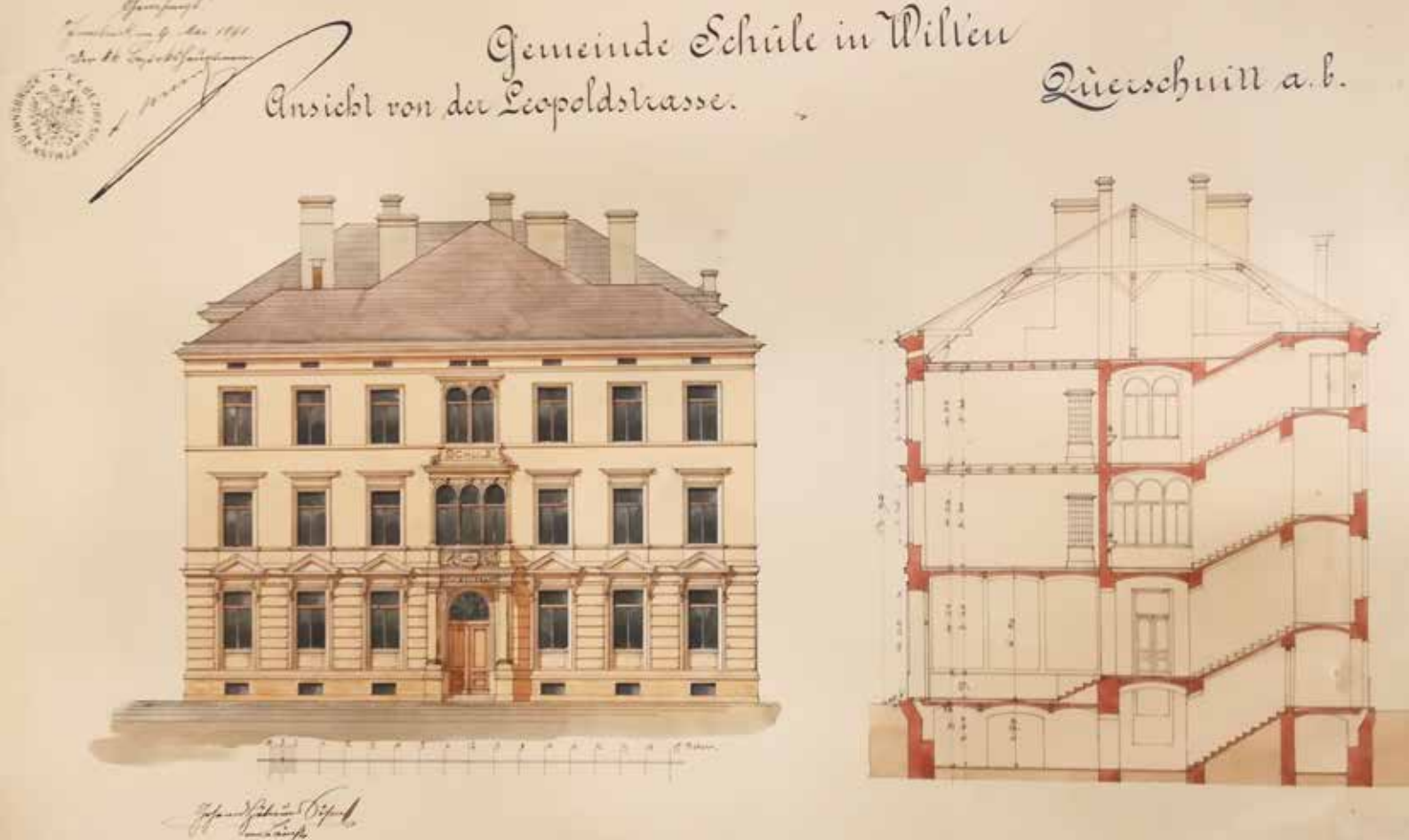


Graz

getauscht werden musste. Die Lösung: Um die Sockelzone zu erneuern, ließ man die Stahlkonstruktion, mit Gurten fixiert, vorübergehend über dem Grund schweben – eine statische Herausforderung!

Nach der Sanierung stehen nun insgesamt rund 530 Quadratmeter zur öffentlichen und wissenschaftlichen Nutzung zur Verfügung. An der Rückseite des Glashauses wurde ein höchst funktioneller Wirtschaftsbereich geschaffen, der Raum für die notwendigen Garten-Arbeitsmaschinen und das zugehörige Material bietet. Zum Garten hin öffnet sich der Außenbereich mit einem einladenden Wegenetz und einem kleinen Teich mit Seerosen.

Mag.^a Karin Derler arbeitet in der Abteilung für Steiermark im Bundesdenkmalamt.



Denkmale des Monats

Originalplan von 1891
© Stadtgemeinde Innsbruck

Moderner Schulbetrieb in historischen Mauern

Gabriele Neumann

Schulcampus Wilten

Im Innsbrucker Stadtteil Wilten wurden drei Gebäude aus der Zeit um 1900 generalsaniert und zum Schulcampus zusammengeschlossen. Seit dem Schuljahr 2020/21 nutzen fast 500 Schüler:innen und 74 Lehrpersonen die Volksschule Altwilten, die Mittelschule Leopoldstraße und die Mittelschule Ilse-Brüll-Gasse.

Diese drei Bauten dokumentieren bis heute den architektonischen Wandel, der sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts innerhalb zweier Jahrzehnte in Innsbruck vollzogen hatte: Noch vor der Eingemeindung Wiltens im Jahr 1904 entstand 1891 das Schul- und Gemeindehaus von Wilten (Leopoldstraße 15) in historistischen Stilformen. Die vormalige Mädchenhauptschule Wilten (Michael-Gaismair-Straße 6) und das ursprünglich als Volksbad errichtete, jetzt als Mensa für den

Schulcampus dienende Gebäude Michael-Gaismair-Straße 4, wurden ein gutes Jahrzehnt später im Heimatstil errichtet.

Das Gebäude Leopoldstraße 15 ist ausgehend von einem überhöhten Mittelrisalit weitgehend symmetrisch aufgebaut. Besonders aufwendig gestaltet zeigt sich das Säulenportal an der Leopoldstraße mit einem gesprengten Segmentbogengiebel und dem Wappenmosaik der ehemals selbstständigen Gemeinde Wilten. Die Fassadengliederung folgt einem strengen axialen Aufbau mit Bänderungen im Erdgeschoß, Neorenaissance-Zierelementen wie Keilsteinen und Dreiecksgiebeln über den Fenstern.

1907/08 nach Entwürfen von Eduard Klingler und Karl Plank von den Firmen Anton Fritz und Josef Retter errichtet ist die ehemalige Mädchenhauptschule Wilten, heute

Ilse-Brüll-Mittelschule, bereits ein typischer Vertreter des sogenannten Heimatstils. Dieser erschöpft sich nicht darin, die regionale Architekturlandschaft zu zitieren, sondern repräsentiert als internationale Reformarchitektur zwischen 1900 und 1914 auf dem Weg zur Moderne einen eigenen Zeitstil.

Die dreigeschoßige ehemalige Mädchenhauptschule ist nicht symmetrisch angelegt. Ein Dachreiter bekrönt den westlichen Bauteil, der aus der Gebäudemitte gerückte Querriegel betont das hohe, steile Dach. Vor- und Rücksprünge der Fassaden, Kunststeinverkleidungen, flächige Dekorationselemente sowie unterschiedlichste Fensterformen und -größen mit kleinteiliger Verglasung ergeben ein abwechslungsreiches Erscheinungsbild.

Eine bogenförmige Einfriedung mit Schmiedeeisengittern schließt zur zentral im Schulcampus liegenden Mensa an, die 1904 als Volksbad errichtet wurde. Davon zeugen noch die beiden markanten Kamine, die am Übergang zum niedrigeren Eingangsbauwerk mit seinem geschweiften Giebel stehen. Schönstes Baudetail ist das originale Jugendstil-Glasdach über dem straßenseitigen Hauptportal.

Restaurierung – Adaptierung – Dachgeschoßausbau

Vorbereitende Untersuchungen der Architekturoberflächen und der historischen Fenster flossen in das restauratorische Konzept ein, das auf die Wiederherstellung des ursprünglichen Erscheinungsbildes abzielte. Nach einer gründlichen Reinigung und partiellen Putzausbesserungen wurde an beiden Schulen die ursprüngliche Farbigkeit wiederhergestellt.

Bei beiden Schulgebäuden waren die bauzeitlichen Kastenfenster fast vollständig erhalten, die vom hohen Können der Bautischler um 1900 zeugen; sie wurden fachmännisch instandgesetzt. Gerade beim Heimatstilschulgebäude sind die Originalfenster wesentlich für die Architektur. Sie wurden repariert, instandgesetzt und können durch einen Neuanstrich mit Ölfarbe – angelehnt an die ursprüngliche Farbigkeit – im Sinne der Nachhaltigkeit noch lange in Verwendung sein.

Das Innere der Schulen wurde in ähnlicher Weise – je nach vorhandenem Authentizitätsgrad – instand gesetzt oder modern adaptiert.

Besonderes Augenmerk verdient dabei der vom Architekturbüro Stoll-Wagner aus Innsbruck für das Schulgebäude Leopoldstraße geplante Dachbodenausbau, der trotz Erhaltung der historischen Dachstuhlkonstruktion durch geschickt platzierte großflächige Schrägverglasungen viel Licht in die solcherart zusätzlich geschaffenen Unterrichtsräume bringt.

MMag.^a Gabriele Neumann ist stellvertretende Leiterin der Abteilung für Tirol im Bundesdenkmalamt.

Stiegenaufgang © Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Ehemaliges Schul- und Gemeindehaus in der Leopoldstraße 15 © www.birgitkoell.at



Wiltten

Lesetipp

Wiederhergestellt – Schulcampus Wiltten

Auf bda.gv.at lesen oder unter redaktion@bda.gv.at bestellen



Dem Verfall entgegenwirken

Georg Mack



Feldkirch, Ruine Tosters, unter ehemaligem Wehrgang lagiges Mauerwerk um 1300
© Raimund Rhomberg

Restaurierung mittelalterlicher Natursteinmauern in Vorarlberg

In Vorarlberg finden sich rund 30 mittelalterliche Burgen, Ruinen oder Wehranlagen. Ehemalige „Burgställe“ sind nur noch in Geländeformationen mit minimalen Mauerresten vorhanden. Auf der anderen Seite gibt es aber vollständig

erhaltene Burgen, die immer noch bewohnt sind, wie etwa die Burg Rosenegg in Bürs oder die Burg Glopper in Hohenems. Außer den Burgställen und den bewohnten Burgen gibt es rund 15 Burgruinen. Diese wurden bis 2012 in unterschiedlicher

Intensität betreut und punktuell dringende Erhaltungsmaßnahmen vorgenommen. Um dem weiteren Verfall intensiver entgegenzuwirken, riefen der Vorarlberger Landesmuseumsverein als Initiator, die Kulturabteilung des Landes Vorarlberg und das Bundesdenkmalamt 2012 die Burgenaktion Vorarlberg ins Leben. Mit diesen Schwerpunktförderungen von Bund und Land befinden wir uns 2021 in der vierten, jeweils drei Jahre dauernden Restaurierungskampagne. Große Fortschritte konnten unter anderem auf der Neuburg in Koblach, auf Alt-Ems in Hohenems, Neu-Montfort in Götzis und Hohenbregenz am Gebhardsberg umgesetzt und die Arbeiten auf der Schwarzenhorn in Satteins abgeschlossen werden.

Über die Bestandssicherung und Erforschung hinaus ließ sich mit den Maßnahmen in der Öffentlichkeit ein gewisses Bewusstsein für die Notwendigkeit der Erhaltung und Pflege von Burganlagen schaffen. So wurden über die Jahre hinweg in mehreren Ruinen am „Tag des Denkmals“ verschiedene Begleitprogramme angeboten und mit Volks- und Mittelschulklassen „kleinere Mauerreparaturen“ vorgenommen. Die Einbindung der Jugend wurde auf den Ruinen Neuburg und Blumenegg sehr gut angenommen.

Historische Mauern zeigen, je nach Alter, bestimmte Strukturen und Erkennungsmerkmale. Diese entstehen etwa durch regionale Baumaterialien, wehrtechnische Errungenschaften, Bautraditionen, Baunormen und vor allem durch Witterungseinflüsse. Gerade durch Regen eindringende Feuchtigkeit ist ausgesprochen schädlich für die Festigkeit des Mauergefüges. Abgedeckte bzw. überdachte Mauern haben sich hingegen meist über Jahrhunderte gut erhalten und bedürfen nur einer minimalen Instandhaltung. Sind solche Strukturen oder besondere Erkennungsmerkmale vorhanden, so ist es

für Fachleute möglich, Gemäuer oder Bauteile bestimmten Bauepochen zuzuordnen. Dadurch kommt den zumeist ältesten Bauten in unseren Gemeinden über die ästhetischen Werte hinaus auch geschichtliche Bedeutung zu. Werden diese Baudetails bei Restaurierungen historischer Mauern erkannt, dokumentiert und gesichert, kann das Wissen darüber an die nächsten Generationen weitergegeben werden. Dazu bedarf es bei der Umsetzung solcher Arbeiten, wie auch bei anderen Kunstwerken, handwerklich gut geschulter und erfahrener Restaurator:innen.

Mag. Georg Mack ist stellvertretender Leiter der Abteilung für Vorarlberg im Bundesdenkmalamt.

Hohenems, Ruine Alt-Ems, Palas Ostwand innen, lagiges Mauerwerk aus dem 12. Jahrhundert nach der Restaurierung © Bundesdenkmalamt, Foto: Georg Mack

Vorarlberg

Koblach, Ruine Neuburg, Burgbaustelle mit Schulkindern © Maria Berg



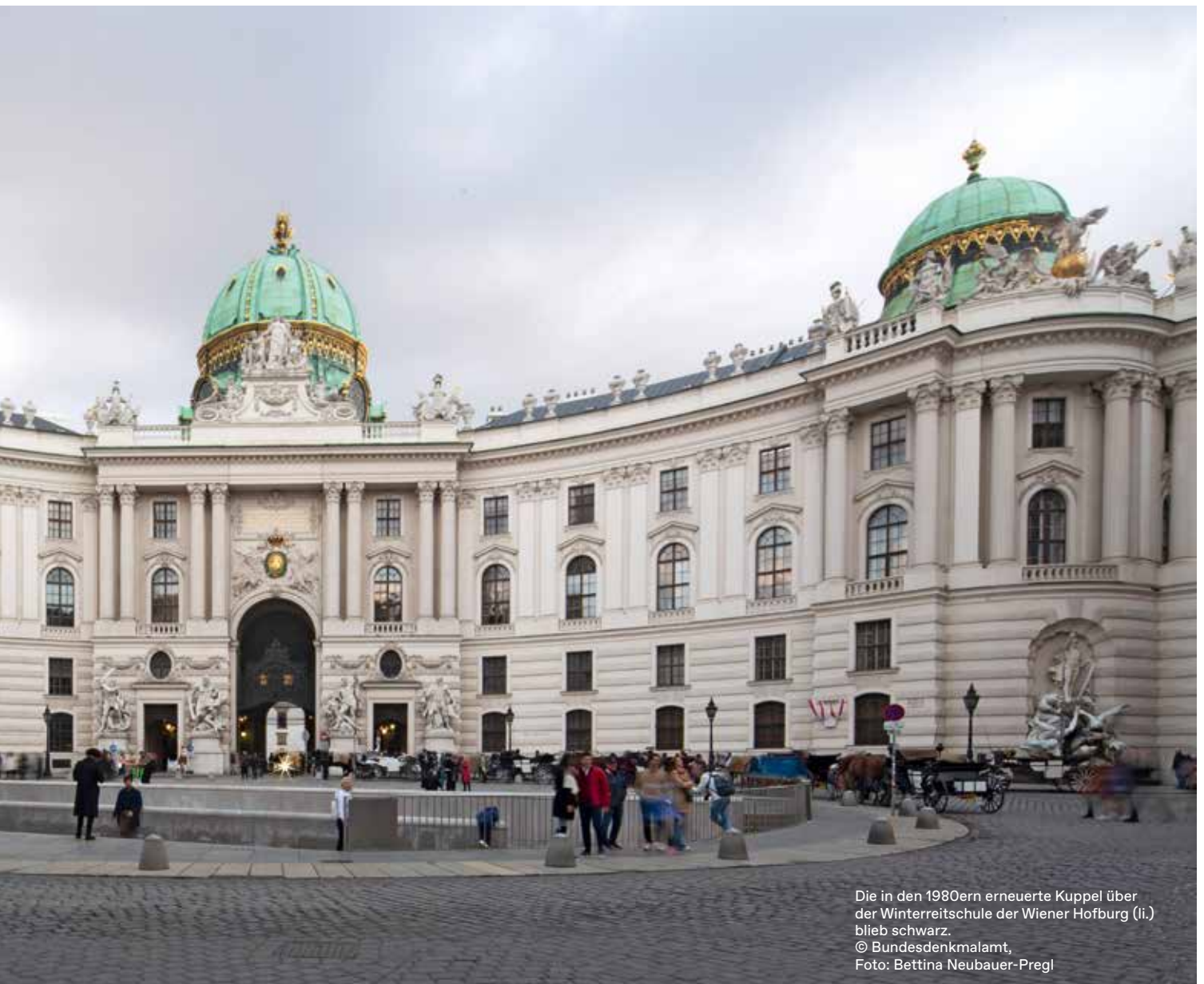
Kunst und Naturwissenschaften

Grüner wird's nimmer

Robert Linke



Grüne Patina auf Kupfer- und Bronzeoberflächen zählt in der Denkmalpflege zu den Paradebeispielen für die Wertschätzung eines gealterten Erscheinungsbildes. Wer aufmerksam durch die Stadt geht, wird jedoch bemerken, dass neu gedeckte Kupferdächer heute meist dunkelbraun oxidieren und keine grüne Patina bilden.



Die in den 1980ern erneuerte Kuppel über der Winterreitschule der Wiener Hofburg (li.) blieb schwarz.
© Bundesdenkmalamt,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Dachdeckungen tragen maßgeblich zum Erscheinungsbild eines historischen Gebäudes oder auch zum Stadt- oder Ortsbild bei, weshalb in der Denkmalpflege dem Begriff der „Dachlandschaft“ zunehmende Bedeutung beigemessen wird. Nachdem sich das Bundesdenkmalamt schon seit vielen Jahrzehnten in unterschiedlichen Projekten historischen Dachdeckungen und Dachstuhlkonstruktionen widmet, kam mit dem Thema „Kupferdachdeckungen“ in den vergangenen Jahren ein neuer Schwerpunkt hinzu. Aufgrund seiner Langlebigkeit, des geringen Wartungsaufwandes und seiner Recyclingfähigkeit zeichnen sich Deckungen mit Kupferblech durch besondere Nachhaltigkeit aus, fanden sich jedoch bis zum 17. Jahrhundert wegen des relativ hohen Materialpreises und der damals noch aufwendigen Herstellung nur vereinzelt. Erst die Erfindungen des Maschinenzeitalters ermöglichten eine Fertigung im großindustriellen Maßstab und damit eine

weite Verbreitung, die im 19. Jahrhundert einen vorläufigen Höhepunkt fand. Die mit der Zeit grün patinierten Blechdächer prägen auch heute noch zahlreiche Repräsentationsbauten wie z. B. den Salzburger Dom, die Wiener Karlskirche, das Wiener Belvedere oder die Hofburgen in Innsbruck und Wien.

Wodurch entsteht Kupferpatina?

Die überwiegend im urbanen Bereich in der Luft enthaltenen Anteile von Schwefeloxiden bildeten in den vergangenen Jahrhunderten mit Kupfer ein grünes sogenanntes basisches Kupfersulfat. In der Mineralogie als „Brochantit“ bezeichnet, ist es maßgeblich für die Grünverfärbung unserer Kupferdächer und Bronzedenkmäler verantwortlich. Die Bildung dieser nur wenige Mikrometer dünnen Schicht erfolgt über einen mehrstufigen Oxidationsprozess, der letztlich zu einer



Die 2020 erneuerte Kuppel von Stift Melk mit künstlich patiniertem Kupferblech
© Bundesdenkmalamt, Foto: Robert Linke

Ein Teil des Daches des Oberen Belvedere wurde zuletzt 2020 mit künstlich patiniertem Kupferblech renoviert.
© Bundesdenkmalamt, Foto: Robert Linke

stabilen und witterungsresistenten Oberfläche führt und das darunterliegende Kupfer vor weiterem Abbau schützt. Neben dem Gehalt von Schwefelverbindungen in der Luft sind auch die Ausrichtung zur Wetterseite oder die Dachneigung bzw. die Verweildauer des Regenwassers auf der Kupferoberfläche von entscheidender Bedeutung für die Bildung dieser Patina. Weitere Faktoren stellen beispielsweise Vogelkot oder im ländlichen Bereich die Ausbringung von natürlichem Dünger auf umliegende Äcker dar. Alle Parameter bilden in Summe

das in der Denkmalpflege in Bezug auf patinierte Kupferoberflächen so geschätzte leicht heterogene Erscheinungsbild. Bei der Reparatur oder der Erneuerung einer historischen Kupferdachdeckung sind daher nicht nur besondere, den historischen Handwerkstechniken entsprechende Kenntnisse erforderlich; auch der Erhalt oder die Rekonstruktion der charakteristisch grünen Oberfläche steht zunehmend im Fokus denkmalfachlichen Handelns.

Warum werden Kupferdächer heute nicht mehr grün?

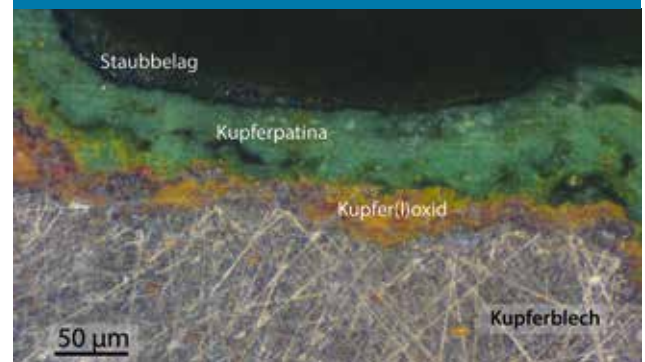
Durch den seit einigen Jahrzehnten kontinuierlich sinkenden Anteil an fossilen, schwefelhaltigen Brennstoffen wie Kohle oder Erdöl beim Hausbrand, den Ersatz kalorischer Kraftwerke durch umweltfreundliche Energiequellen sowie den in der Industrie systematisch durchgeführten Einbau von Entschwefelungsfiltern in Verbrennungsanlagen konnte der Anteil an Schwefelverbindungen in der Luft gegenüber den vergangenen Jahrhunderten stark reduziert werden. Zumindest in Österreich ist in urbanen Bereichen heute die Luft so arm an Schwefeloxiden wie zuletzt vor der Industriellen Revolution. Vergleiche mit historischen Darstellungen zeigen, dass sich grüne Kupferdächer offensichtlich vermehrt erst im 19. und im frühen 20. Jahrhundert bildeten.

Wie lässt sich das gewohnte grüne Erscheinungsbild wiederherstellen?

Als Folge der verbesserten Luftqualität fehlen Kupferoberflächen heute die chemischen Voraussetzungen für die Bildung der charakteristischen grünen Patina. Neu gedeckte Kupferdächer oxidieren heute daher meist dunkelbraun bis schwarz. Dem für die optische Wahrnehmung daraus resultierenden ästhetischen Nachteil versucht die Denkmalpflege durch die Verwendung von künstlich patinierten Kupferblechen entgegenzutreten. Waren in der Vergangenheit häufig verzinkte und grün lackierte Eisenbleche als kostengünstiger Ersatz weit verbreitet, werden seit etwa 20 Jahren spezielle Chemikalien zur Herstellung einer künstlichen Patina erfolgreich eingesetzt. Eine große Herausforderung stellt dabei die Bildung einer stabilen und vor allem gegenüber Witterungseinflüssen resistenten Oberfläche dar. Mit derartigen Methoden konnten zuletzt das historische Erscheinungsbild der vollständig erneuerten Kuppel von Stift Melk sowie jenes des teilweise sanierten Daches des Oberen Belvedere in Wien weitgehend erhalten werden.

Dr. Robert Linke ist Leiter des Naturwissenschaftlichen Labors im Bundesdenkmalamt.

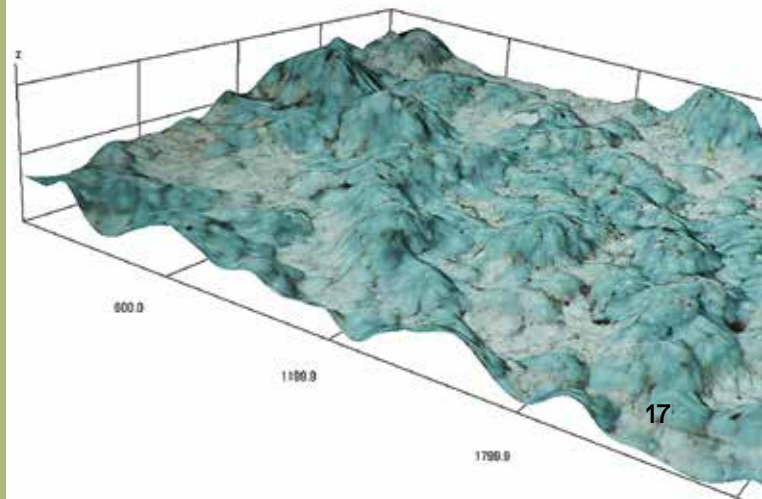
Als „Kupferpatina“ bezeichnet man auf Kupferdächern und Bronzedenkmälern vorwiegend aus Sulfaten bestehende Verbindungen. Nicht zu verwechseln ist diese Form mit „Grünspan“, wie Patina auf Kupfer- und Bronzeoberflächen gelegentlich falsch benannt wird; er besteht chemisch aus Kupferacetat.



Untersuchungen im Labor zeigen die grüne Patina auf einer dünnen Schicht von rotem Kupfer(I)oxid.
© Bundesdenkmalamt, Foto: Robert Linke



Unter dem Mikroskop betrachtet, besteht Kupferpatina aus grünen Kupfersalzen, Gips und Ruß.
© Bundesdenkmalamt, Foto: Robert Linke



Zwei historische Feuerwehrspritzen aus Lienz

Stephan Bstieler



Die Wolkensteinerspritze aus dem Jahr 1733
nach der Restaurierung © Elisabeth Krebs –
Metallrestaurierung

Die Geschichte von Siedlungen ist immer wieder von katastrophalen Feuersbrünsten geprägt. Brandschutz und die Anschaffung von technischen Geräten zur Brandbekämpfung waren daher vordringliche Aufgaben der Obrigkeiten, auch jener von Lienz. Dort haben sich zwei rare Exemplare historischer Feuerwehrtechnik bis heute erhalten.



Die Kaiser-Franz-Joseph-Spritze in musealer Aufstellung im Gerätehaus der Freiwilligen Feuerwehr Lienz © Freiwillige Feuerwehr Lienz

Im April 1609 legte ein verheerender Großbrand die gesamte Innenstadt von Lienz in Osttirol in Schutt und Asche und forderte 13 Todesopfer. Zur Brandbekämpfung standen damals in der Stadt – wie nahezu überall – im Wesentlichen nur Löschkübel zur Verfügung. Jeder Haushalt war verpflichtet, entsprechende Wasserbehälter griffbereit zu halten, um im Notfall an der Brandbekämpfung mitwirken zu können. Tatsächlich kannte man im 16. und 17. Jahrhundert aber als technische Neuerungen bereits tragbare oder fahrbare Feuerspritzen mit einem Kolbenpumpwerk samt doppeltem Druckbaum und beweglichem Wenderohr, aus dem ein gezielter Wasserstrahl abgegeben werden konnte. Oft hüteten die Spritzenmacher das Geheimnis des Pumpmechanismus und machten die Bauweise uneinsehbar, indem sie die Rohre verlöteten.

1660 ließ die Lienzener Obrigkeit in Reutlingen in Deutschland erstmals eine solche Feuerspritze anfertigen. Sie hat sich allerdings nicht erhalten. Als im Jahr 1723 die Stadt neuerlich durch einen Brand fast zur Gänze zerstört wurde, ging man daran, die Abwehrmaßnahmen zu erhöhen und die Feuerlöschgeräte zu verbessern. So gab man 1733 bei dem schwäbischen „Feuerspritzen Macher“ Noe Rudhardt aus Biberach einen von Pferden ziehbaren Feuerspritzenwagen in Auftrag. Im darauffolgenden Jahr konnte die fertige Spritze nach Lienz geliefert werden, wobei Meister Rudhardt persönlich anreiste, um die Handhabung des Geräts zu erklären. Mit diesem „Wunderwerk“ der Technik sollten künftige Brände effektiver bekämpft werden können. Es bedurfte sechs bis acht Personen, um das Wasser mit dem noch original erhaltenen Pumpmechanismus aus dem mit Kupferblech ausgekleideten Wasserkasten zu pumpen. Das unter dem Namen „Wolkensteinerspritze“ bekannte Fahrgerät, das heute als die älteste Feuerspritze Österreichs gilt, stand bis 1884 in Gebrauch. In den Jahren 1914 bis 1928 gelangte die Spritze als Leihgabe in das Technische Museum für Industrie und Gewerbe in Wien, ehe sie zum 60-jährigen Gründungsjubiläum der Feuerwehr

Lienz wieder an diese zurückkam. Nach umfangreichen Restaurierungsarbeiten 2017 ist die Wolkensteinerspritze nun neben weiteren historischen Feuerwehrprojekten im Gerätehaus der Freiwilligen Feuerwehr der Stadt Lienz ausgestellt.

In deren Besitz befindet sich ein weiteres rares Stück historischer Feuerwehrtechnik, nämlich die Kaiser-Franz-Joseph-Spritze, auch „Graßmayr-Spritze“ genannt. Dieser Spritzenwagen in Form einer Kutsche, hergestellt von einem bislang unbekanntem Feuerspritzenmacher, stammt aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das ursprüngliche Pumpsystem wurde 1856 durch eine Zwei-Kolben-Pumpe aus Messing ausgetauscht, die man bei der Glockengießerei Johann Graßmayr in Innsbruck bestellte. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der hölzerne Wasserkasten mit dem Doppeladlerwappen und den Initialen von Kaiser Franz Joseph I. farblich neu gefasst. Gegenüber früheren Gerätschaften verfügte dieses Fahrzeug neben dem Wenderohr auch über einen Schlauchanschluss mit Ventil und Kupplung. Die Pumpe wird über eine in Längsrichtung verlaufende Druckstange betätigt, an der ausklappbare geschmiedete Doppelgriffbügel montiert sind. Der historische Kutschenspritzenwagen wurde 2019 ebenfalls behutsam restauriert.

Die beiden historischen Feuerwehrspritzen sind Zeugnisse für die wechselvolle Geschichte der Stadt Lienz und die Bemühungen ihrer Einwohner*innen, im Falle eines Brandes Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Da derartige Feuerlöschgeräte zumeist durch technische Weiterentwicklungen ersetzt wurden, haben sich nur wenige Exemplare aus der Zeit vor 1800 erhalten. Die zwei Objekte sind daher seltene und anschauliche Dokumente der lokalen und der österreichischen Feuerwehrgeschichte.

Mag. Stephan Bstieler ist stellvertretender Leiter der Abteilung für Spezialmaterien im Bundesdenkmalamt.

Antiker Stoff in Farbe und Textil

Rosa Pum-Maderthaner



Der Schreibplatz Oskar Kokoschkas mit dem Gobelin „Amor und Psyche“, Villeneuve 1966, Farb fotografie, Foto: Walter Dräyer, Oskar Kokoschka Zentrum, Universität für angewandte Kunst Wien, Quelle: SIK-ISEA, Schweizerisches Kunstarchiv, HNA 207.4 © Fondation Oskar Kokoschka/ Bildrecht, Wien 2021

Im Zuge eines Prüfungsverfahrens wurde Oskar Kokoschkas Gemälde „Amor und Psyche“ unter Denkmalschutz gestellt. Es ist das einzige in einer österreichischen Sammlung erhaltene monumentale Werk aus der Spätzeit des Künstlers.

Die Liebe zwischen Mann und Frau ist seit jeher bevorzugtes Thema sämtlicher Zweige der Kunst. Auch für Oskar Kokoschka war dieses Motiv, das er wiederholt in mythologisch verkleideter Form künstlerisch verarbeitete, von zentraler Bedeutung. Vor allem in seinen späteren Jahren setzte er sich intensiv mit der antiken Mythologie auseinander. Das „Amor und Psyche“-Sujet, das Kokoschka in seinem gleichnamigen Gemälde aufnahm, basiert auf einer Erzählung des antiken Schriftstellers Apuleius (2. Jh. n. Chr.), die in seinem Roman „Die Metamorphosen oder Der goldene Esel“ enthalten ist: Gott Amor verliebt sich in die sterbliche Königstochter Psyche und entführt sie in ein märchenhaftes Schloss. Fortan begibt er sich jede Nacht, ohne sich zu zeigen, zu ihr. Psyches missgünstige Schwestern verleiten sie dazu, ihren unbekanntem Geliebten – ein vorgeblich

grässliches Ungeheuer – zu enttarnen. Mit einer Öllampe und einem Messer ausgestattet, entdeckt Psyche die wahre Identität ihres Bettgefährten. Als sie in ihrem Schreck heißes Öl auf Amors Schulter tropfen lässt, erwacht dieser, flieht ob des Vertrauensbruchs und lässt Psyche untröstlich zurück.

Kokoschka bleibt in seinem Gemälde nah an der literarischen Vorlage, wobei er für die Darstellung den Moment der Aufdeckung der wahren Identität des Liebhabers wählt. Er gibt die bühnenhaft angelegte Szene mit dem Liebespaar im Zentrum in einem palastartigen Gebäude wieder. In der erhobenen rechten Hand hält Psyche die Öllampe, das Messer, das ihr im Schreck entglitten ist, liegt zu ihren Füßen. Die beiden neidischen Schwestern lugen angstvoll hinter einer Säule hervor. In der Inszenierung bzw. formalen Umsetzung

des Themas wird – etwa in der Raumkonzeption oder der dynamischen Bewegtheit der Protagonist:innen – Kokoschkas Bekenntnis zur barocken Tradition deutlich. Die malerische Ausführung ist von einem kraftvollen Pinselduktus bestimmt, mit dem der Künstler in großzügiger, schwungvoller Gestik die Bildelemente beschreibt.

Das Bildthema war von Kokoschka ursprünglich für die linke Tafel des „Prometheus-Triptychons“ vorgesehen, eines 1950 ausgeführten Auftragswerks für das Londoner Haus des aus Österreich stammenden Antoine Graf Seilern. Aus thematischen Gründen wurde aber auf eine Verwendung in diesem Zusammenhang verzichtet, und Kokoschka vollendete das Gemälde schließlich 1955 als eigenständiges Werk. Bald nach seiner Fertigstellung gelangte es nach Österreich, wo nach dessen Vorlage von der Wiener Gobelinmanufaktur eine Tapiserie angefertigt und auf der Weltausstellung 1958 in Brüssel im österreichischen Pavillon präsentiert wurde. Heute befindet sich der Bildteppich mitsamt der von Kokoschka eigens dafür entworfenen Bordüre im Salzburger Festspielhaus in Salzburg.

Zur Stadt Salzburg und dem dortigen Kulturleben hatte der seit Langem im Ausland lebende Künstler in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg einen besonderen Bezug. So gründete Kokoschka 1953 die „Schule des Sehens“; die bis heute bestehende Internationale Sommerakademie für bildende Kunst Salzburg leitete er bis 1963 persönlich. Auch

seine Verbindung zu den Salzburger Festspielen war intensiv – für die Aufführung von Mozarts „Zauberflöte“ 1955 in der Felsenreitschule gestaltete Kokoschka die Bühnenbilder und Kostümentwürfe.

Der im Großen Festspielhaus befindliche Gobelin wurde erst jüngst samt der ebenfalls dort verwahrten Tapiserie „Männliche Chimäre und Sonne, weibliche Chimäre und Mond“, die als oberer rahmender Abschluss für Kokoschkas Bildteppich vorgesehen war, einer fachgerechten Restaurierung unterzogen. Dabei traten auch einige interessante herstellungstechnische Details zutage, die den eigenhändigen Eingriff Kokoschkas in den Entstehungsprozess der Tapiserie belegen.

Der Künstler selbst schätzte dieses Werk sehr. So ließ er sich für den eigenen Bedarf ebenfalls ein Gobelin-Exemplar anfertigen, dem er in seinem Arbeitszimmer, direkt über dem Schreibtisch, einen ganz speziellen Platz einräumte.

Das Gemälde, das sich seit seiner Entstehung durchgehend in österreichischem Privatbesitz befindet, wurde aufgrund seiner hochrangigen Bedeutung für den heimischen Kulturgutbestand unter Denkmalschutz gestellt.

Mag.^a Rosa Pum-Maderthaler ist Mitarbeiterin in der Abteilung für bewegliche Denkmale – Internationaler Kulturgütertransfer im Bundesdenkmalamt.



Gemälde „Amor und Psyche“ von Oskar Kokoschka, 1955, Tempera auf Leinwand, 238 × 233 cm, © Fondation Oskar Kokoschka, Bildrecht, Wien 2021, Foto: Dorotheum Wien, Auktionskatalog 24.11.2020

Ein Land aufnehmen

Claudia Volgger

Der Lidar-Scan zeigt hier ein klar erkennbares Hügelgräberfeld.
© Bundesdenkmalamt

Die archäologische Landschaft Österreichs zu kartieren ist eine der wichtigsten Aufgaben der Abteilung für Archäologie des Bundesdenkmalamtes. Hier laufen alle Informationen über vermutete und bereits gefundene Bodendenkmale zusammen.

Seit September 2021 sind Ergebnisse dieser sogenannten Landesaufnahme in drei Bundesländern auch der interessierten Öffentlichkeit zugänglich – über das Tiroler Rauminformationssystem Tiris, den Vorarlberg Atlas und den digitalen Atlas Steiermark.

Es ist ein seltener Glücksfall, wenn der Bewuchs in einem Jahr so deutlich zeigt, was unter dem Maisfeld liegt: eine römische Villa.
© Bundesdenkmalamt

Der unscheinbare kleine Bruder des Schatzfundes liefert wertvolle Hinweise zu vergangener Siedlungstätigkeit.
© Bundesdenkmalamt



Zu wissen, was wo unter der Erde liegt: Das ist nicht nur für wissenschaftliche Arbeiten relevant, es sorgt auch für Planungssicherheit, wenn etwa die Flächenwidmungspläne der Gemeinden archäologische Fundhoffnungsgebiete ausweisen. Erste Hinweise für die Karte der österreichischen „Unterwelt“ bilden in den Archiven des Bundesdenkmalamtes aufbewahrte Berichte über Funde und Grabungen seit dem 19. Jahrhundert. Die ältesten, oft noch handschriftlichen Aufzeichnungen (in Kurrent!) sind nicht sehr genau und vor allem an der römischen Antike interessiert; die jüngsten Dokumentationen stehen in Einklang mit den Richtlinien des Bundesdenkmalamtes für archäologische Maßnahmen und sind damit auf dem heutigen Stand der Wissenschaft.

Aber was schon ergraben ist, bildet nur einen kleinen Teil des archäologischen Erbes. Und nachdem die meisten Grabungen erfolgen, um zu retten, was heutigen Bauvorhaben zum Opfer fallen würde, sich daher lediglich an den Plänen dieser Vorhaben orientieren und an ihren Rändern innehalten, zeigen die Dokumentationen oft nur kleine Ausschnitte früherer Schichten: zwei, drei Gräber eines weit größeren bronzezeitlichen Gräberfeldes; einen Teil eines hallstattzeitlichen Hauses; ein, zwei Mauerzüge mittelalterlicher Bebauung ... Glücklicherweise wissen wir aber deutlich mehr, als der Fleckerlteppich der Grabungsberichte preisgibt.

Wie findet man ein Bodendenkmal?

Den ersten Hinweis auf ehemalige Siedlungstätigkeit liefern meist Funde. Nein, keine Schatzfunde. Die sind zwar spektakulär, doch das tägliche Brot und das häufigste Indiz der Archäologie bilden unscheinbare Scherben, für Lai:innen oft kaum von Steinen unterscheidbar. Geschulte Augen sehen aber viele große und kleine Unterschiede; durch sie kann datiert werden, was wahrscheinlich unter der Humusdecke liegt, wo sie gehäuft vorkommen. Aufgesammelt werden sie sehr oft von Hobbyforscher:innen, die ihre Funde – wie gesetzlich vorgeschrieben – dem Bundesdenkmalamt melden und so auf ihre Weise zur Landesaufnahme beitragen.

Das tun auch Archäologiestudent:innen, die in ihrer Freizeit Google-Earth-Karten studieren und bisher unentdeckte neolithische Kreisgräben oder Hügelgräber finden.

Luftbildaufnahmen haben immer schon zur Kartierung beigetragen; mittlerweile liegt via Orthofoto ein Vielfaches an Material vor. Überhaupt kann die Archäologie auf ein überreiches Angebot an neuen Technologien zugreifen: Lidar-Scans, eine Art dreidimensionaler Laserscans, zeigen Baustrukturen wie Wälle oder Hügelgräber; mittels geophysikalischer Prospektion können archäologische Verdachtsfälle ohne Eingriff in den Boden überprüft werden. All diese Informationen werden in der Abteilung für Archäologie gesammelt, geprüft und parzellengenau in eine Datenbank eingetragen.

In der Steiermark, in Tirol und Vorarlberg kann man die Ergebnisse nun in eigenen Portalen (siehe Factbox) abrufen. Im jeweiligen Kulturbereich sind archäologische Denkmale gekennzeichnet. Klickt man ihn an, erfährt man etwa, dass man gerade eine Römerstraße entlanggeht oder dass sich unter dem gegenüberliegenden Feld eine prähistorische Siedlung befindet. Die Arbeit geht weiter: Ziel ist es, diesen Service in Zusammenarbeit mit den Bundesländern österreichweit anzubieten.

Claudia Volgger arbeitet in der Abteilung für Archäologie im Bundesdenkmalamt.

Digitaler Atlas Steiermark:

<https://gis.stmk.gv.at/wgportal/atlasmobile>

Tiris (Tiroler Rauminformationssystem):

<https://maps.tirol.gv.at>

Vorarlberg Atlas:

<https://vogis.cnv.at/atlas/init.aspx>



Roman Skomorowski (Crazy Eye), Eva Steigberger (Bundesdenkmalamt) und Christina Neureiter (Novetus) feiern den Abschluss der Landesaufnahme Steiermark.
© Novetus

Vom Dielenboden zum Tafelparkett

Astrid Huber

Wer die Kartause Mauerbach besucht, gewinnt auch Einblick in die Materialbibliotheken des Bundesdenkmalamtes. Architekturdetails fungieren dort als Wissensspeicher für traditionelle Baukonstruktionen und Handwerkstechniken. Eine eigene Ausstellung im Kaisertrakt widmet sich den historischen Holzböden.

Historische Holzböden sind ein viel zu wenig beachtetes Detail unserer Gebäude, und das, obwohl sie immer eine bedeutende Rolle in den Gesamtausstattungen vergangener Epochen spielten – denken wir nur an die Tafelparkette barocker Schlösser oder die aufwendigen Intarsienarbeiten historischer Palais. Holzböden stehen gerade in unseren Breiten im Kontext einer Tradition, die handwerklich herausragende und entwicklungsgeschichtlich spannende Leistungen mit regionaler Prägung hervorbrachte. Selbst die Kunstgeschichte befasst sich bis heute aber kaum mit diesem Thema. Umso mehr sind diese handwerklich und oft auch künstlerisch bedeutenden Böden gefährdet, falsch behandelt oder gar durch dünne, schichtverleimte Platten ersetzt zu werden und so aus unserem Alltag zu verschwinden.

Bei Sanierungen und Umbauten historischer Gebäude sind Holzböden oftmals Opfer moderner Haustechnik. Fußbodenheizungen, Leitungen und Installationen werden gerne im

Bodenbereich geführt und originale Holzböden werden oft nicht wieder verlegt. Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken und Bewusstsein für die Qualität und Dauerhaftigkeit massiver Holzböden zu wecken, widmet sich eine Sonderausstellung des Informations- und Weiterbildungszentrums Baudenkmalpflege in der Kartause Mauerbach diesem Thema.

Die Sammlung historischer Holzböden umfasst Exponate vom einfachen ländlichen Bretterboden und Holzstöckelpflaster bis zum aufwendig gestalteten Intarsienboden mit reicher Ornamentik. Ihre Konstruktion, Oberfläche und Gestaltung prägen bis heute maßgeblich die Interieurs historischer Gebäude und erzählen über die Geschichte der Räume und ihrer Bewohner:innen. In einer eigenen Schauwerkstätte informieren originale Parketttafeln, Pläne und traditionelle Werkzeuge über Materialität, Entwicklung und insbesondere über Restaurierung, Pflege und Wartung. Auch die Entwicklung des Tafelparketts vom massiven „Versailler Parkett“ des



Ausstellung „Parkett“, Kartause Mauerbach
© Bundesdenkmalamt, Foto: Irene Hofer

17. Jahrhunderts bis zum Marketerie- und Intarsienparkett wird anhand künstlerisch beeindruckender Beispiele erläutert, die, mit den Worten Adalbert Stifters in seinem Roman „Der Nachsommer“ (1857) gesprochen, „ja auch eigentlich nicht zum Bewohnen sondern nur zum Besehen bestimmt sind und endlich gewinnt sogar das Besehen an Werth“.

Mit der Gründung des Informations- und Weiterbildungszentrums Baudenkmalpflege in der Kartause Mauerbach im Jahr 1984 wurden auch Sammlungen historischer Werkzeuge, traditioneller Baumaterialien und überlieferter Architekturdetails wie Fenster, Türen, Ziegel und Bodenbeläge angelegt. Ziel der Sammlungstätigkeit ist die Dokumentation von Handwerkstraditionen und historischen Bautechniken. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse werden im Rahmen des umfangreichen Weiterbildungsangebotes des Bundesdenkmalamtes in der Kartause an Handwerker:innen, Restaurator:innen, Architekt:innen, Bauleiter:innen und Denkmalpfleger:innen vermittelt.

Mag.^a Astrid Huber ist Leiterin des Informations- und Weiterbildungszentrums Baudenkmalpflege des Bundesdenkmalamtes in der Kartause Mauerbach.

EHA | the european heritage academy

THE EUROPEAN HERITAGE VOLUNTEERS

Bereits zum zweiten Mal fand 2021 ein Projekt der European Heritage Volunteers in Kooperation mit der Burghauptmannschaft Österreich und dem Bundesdenkmalamt in der Kartause Mauerbach statt. Dabei konnten junge Menschen aus ganz Europa gemeinsam am Erhalt des baukulturellen Erbes mitwirken und zusätzlich zu ihrem Studium praktische Erfahrung im Umgang mit historischer Bausubstanz und in deren Pflege sammeln. Die Studierenden aus dem Kulturerbe-Sektor und Projektleiter Bert Ludwig dokumentierten in einem zwei Wochen dauernden Workshop die Bausubstanz des ehemaligen Klosters Mariabrunn in Wien und erstellten Raumbücher. Im Sommer 2022 soll ein weiterer Workshop für die European Heritage Volunteers angeboten werden, diesmal zum Thema Erhaltung historischer Architekturoberflächen in der Kartause Mauerbach.

www.heritagevolunteers.eu

Denkmal menschen

Menschen im Denkmal

ZEITREISE IN DIE 1960ER

Martin Haidinger

Durch eine umfassende Sanierung wurden das Flair des seit einigen Jahren unter Denkmalschutz stehenden Gartenbaukinos in Wien und die daran ablesbare architektonische Handschrift der 1960er-Jahre noch stärker zur Geltung gebracht. Martin Haidinger sprach für Denkmal heute mit Geschäftsführer Norman Shetler über Schwanenhals-Leuchten, 70-Millimeter-Filme und viele weitere Details, die es im Zuge der behutsamen Restaurierung nach denkmalpflegerischen Grundsätzen zu beachten galt.



Martin Haidinger: Fangen wir mit der ubiquitären Frage in diesen Zeiten an: Wie kamen Sie durch die Corona-Krise, oder sind Sie noch dabei, sie zu bewältigen?

Norman Shetler: Ich glaube, wir sind alle noch dabei, sie zu bewältigen, aber wir hier haben die letzten eineinhalb Jahre ganz gut überstanden, weil wir ziemlich beschäftigt waren und sich die Generalsanierung zeitlich einfach sehr gut ergeben hat. Das klingt zynisch, aber es stimmt: Wir haben die Zeit gut genutzt. Und jetzt werden wir hoffentlich erneut durchstarten können. Seit dem Sommer geht das Publikum wieder bereitwillig ins Kino.

Nun ist diese Generalsanierung ja schon länger geplant gewesen, und Sie haben sie wegen der Krise vorgezogen?

Eigentlich war sie ursprünglich tatsächlich für genau diesen Zeitraum geplant. Dann ist uns allerdings der erste Lockdown in die Quere gekommen. Wir hatten ein fix fertiges Sanierungskonzept mit tausend Seiten von hervorragenden Restaurator:innen und dem avisierten Beginn am 9. März 2020. Dann hat uns der Lockdown ein bisschen Wind aus den Segeln

Beim Interieur hat man aufgrund von Recherchen, die wir vor zehn Jahren anhand von vielen Fotos anstellten, zunächst einmal erhoben: Was ist noch im Zustand von damals? Was kann man reparieren, renovieren, reinigen? Was muss man zurückbauen, was freilegen? Und so haben wir uns wirklich von Ecke zu Ecke, Zentimeter um Zentimeter vorgehandelt und einfach bei jedem Schritt überlegt: Was macht Sinn, was ist möglich, was ist nicht möglich, was ist vielleicht doch nicht mehr zeitgemäß? Das Foyer zum Beispiel hat de facto zur Gänze wieder die Anmutung von damals. Der Kinosaal wiederum hat andere Entwicklungen durchgemacht. Dort ist der Bestand gewachsen, und es wäre nicht sinnvoll gewesen, radikal auf den Stand von 1960 zurückzugehen. Weiße Lehnstühle oder einen PVC-Boden wird man heutzutage nicht mehr machen. Auch bei der Wahl der Bezüge zum Beispiel ist man nicht wieder zu hellem Blau und Rot zurückgegangen. Man muss nicht alles aufgreifen und zurückzuführen, das erschien uns nicht sinnvoll.

genommen und wir haben einige Monate gebraucht, um wieder Fahrt aufzunehmen. Die Stadt Wien war sehr daran interessiert, dass alles schnell geht, da sie für 2021 schon einiges geplant und reserviert hatte. Alle haben an einem Strang gezogen, und wir haben den ursprünglichen Zeitplan wieder aufgenommen. Im Nachhinein betrachtet, haben wir auch Glück gehabt – bei der Auswahl der Firmen, bei der Art und Weise, wie alle zusammengespield haben. Die Motivation war schon toll!

Das Gartenbaukino ist in gewisser Weise ein mehrfaches Denkmal. Es hat eine große Tradition, die 1919 ihren Anfang nahm und 1960 eine Zäsur erlebte. Kann man sagen, dass Sie jetzt den Zustand von anno 1960 wiederhergestellt haben – zumindest was das Interieur betrifft, nicht die Technik?

Sogar die Technik! Vieles davon ist ja noch erhalten und funktioniert. Und wenn man sie gut wartet, dann halten diese analogen Maschinen im Gegensatz zu digitalen auch sehr lang. Die sind nach wie vor im Betrieb und laufen auch. Wir können noch das spielen, was vor 60 Jahren gespielt wurde, nämlich 35- und mittlerweile auch wieder 70-Millimeter-Film.

Es ist ja auch ein lebendiger Veranstaltungsraum und kein Museum ...

Absolut richtig! Das war auch ganz wesentlich bei der Wahl des Architekten. Ich wollte niemanden, der radikal hergeht und sagt: Es muss alles zurückgebaut werden! Aber auch keinen, der sich sozusagen verewigen will. Es gibt Möglichkeiten, gestalterisch einzugreifen, ohne die Aura zu überlagern.

Das Gartenbaukino ist schon seit einigen Jahren unter Schutz gestellt. Hat Ihnen das bei der Generalsanierung eher geholfen oder hat es Sie womöglich behindert?

Es hat uns total geholfen! Das Interesse des Bundesdenkmalamtes war ja schon vor sieben, acht Jahren vorhanden, als man begonnen hat, das Ganze zu dokumentieren und anhand von historischen Fotos einen ersten Bestand aufzunehmen. Als dann die Unterschutzstellung kam, war ich doch erleichtert, weil das bedeutet, dass es ein Kino bleiben muss – das war in den vergangenen 20, 30 Jahren nicht selbstverständlich. So gesehen war diese Unterschutzstellung für mich einfach ein wichtiger Schritt, um sicher sein zu können, dass hier kein Autosalon oder keine Bank hineinkommt. Und in



Norman Shetler jun. wurde 1974 als Sohn des gleichnamigen US-amerikanischen Pianisten und Puppenspielers in Wien geboren. Von klein auf begeisterte er sich für den Film und betrieb zunächst die Wiener Avantgarde-Videothek „Alphaville“. Seit 2008 leitet Shetler das Gartenbaukino. 2017 kam auch das jetzt im Künstlerhaus befindliche Stadtkino mit dem angeschlossenen Filmverleih hinzu. Mit diesen beiden renommierten Filmhäusern gehört Shetler zu den zentralen Figuren des österreichischen Filmgeschäfts.



Historische Außenansicht © Bildarchiv Austria

VERANSTALTUNGS RAUM KEIN MUSEUM

weiterer Folge war es extrem hilfreich, auch einmal bescheiden zu sehen, was wir die Jahre davor dilettantisch gemacht haben: nämlich versucht, alles zu erfassen, was wir finden oder erfassen konnten. Nun wurde alles von Menschen dokumentiert, die eine Ahnung haben und die das auch so sehen wie wir: Es ist nicht nur erhaltenswert, sondern auch eines Rückbaus würdig. Die Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt war ganz, ganz großartig, nämlich dialogisch. Es war nicht so, dass da ein Amt gekommen ist und gesagt hat: „Ihr müsst das jetzt so machen“, sondern man hat über jeden Bereich geredet und versucht, gemeinsam eine Lösung zu finden. Das war schon toll.

Sie haben vorhin gesagt, Sie hätten sich von Ecke zu Ecke vorgetastet. Was ist denn Ihre Lieblingsecke hier im Kino?
Wir sitzen hier ja gerade im Buffetbereich unter der Deckenmalerei, die zu kleinen Teilen noch erhalten war. In den 1980er-Jahren hat man das Buffet neu gestaltet und im Zuge dessen offenbar auch die Decke neu gemacht, ganz radikal in Weiß drübergestrichen. Voll schade! Ein Teil davon war

aber noch irgendwo versteckt und hat mich immer fasziniert. Vor zehn Jahren habe ich einmal einen Farbenbestimmer dagehabt, der dann mit Spucke und Chemikalien festgestellt hat: Das ist die und die Farbe, man hat die und die Walze verwendet, und dann hat man auch versucht freizulegen, was aber nicht gelungen ist. Das hat mich immer beschäftigt. Es gab ein einziges Farbfoto davon, erst vor Kurzem haben wir ein weiteres Foto entdeckt. Es ist eine kleine Obsession von mir geworden, diese Deckenmalerei wieder herzurichten. Und es freut mich wahnsinnig, dass sie jetzt wieder da ist und den Leuten hoffentlich noch auffällt und gefällt. Was mir auch ganz besonders wichtig war, ist etwas, was man auf allen Premierenfotos der damaligen Zeit sieht: diese Schwannenhals-Leuchten, die wie ein Blumenkranz die Strenge der architektonischen Gestaltung durchbrechen. Die wurden in den 1980er-Jahren gegen eine relativ billige Messingimitation ausgetauscht – „very eighties“ eigentlich. Ich wollte das unbedingt wieder wie vorher haben, aber es war nicht so leicht, genau festzustellen, wie es ausgesehen hat. Man ist meistens von Schwarz-Weiß-Fotos abhängig, was schon



Ein Film von unvergleichlicher Größe



FREIZEIT ARCHITEKTUR DENKMAL

einmal eine farbliche Bestimmung sehr schwierig macht. Über viele Umwege haben wir dann im Landhaus einer Mitarbeiterin eine de facto baugleiche Lampe aus einem anderen Kino gefunden. Anhand dessen konnten wir dann sagen: Okay, das war die Materialität, das war die Farbigkeit und so weiter.

Seien Sie ehrlich: Ist diese Art von Sanierung, von minutiöser Renovierung jemals abgeschlossen?

Eine gute Frage ... Ich glaube schon, ehrlich gesagt. Das, was jetzt sozusagen sanierungstechnisch passiert ist, sehe ich als abgeschlossen an. Da fehlt mir nix ... nein, das stimmt nicht ganz!

Hab ich's doch gewusst!

Was nicht so geklappt hat, sind die Eingangstüren zum Kinosaal. Da muss noch ein Restaurator drüberschauen. Das kann man sicher besser machen. Das ist eine Leder-Kunststoff-Mischung. In dieser Zeit haben wir nicht hingekriegt, es so zu machen, wie ich es mir eigentlich vorgestellt habe. Vielleicht ist die Antwort tatsächlich, dass man immer etwas

finden wird. Ich bin zwar vollkommen zufrieden, wirklich wahnsinnig happy darüber, wie es geworden ist. Aber es gibt Kinderkrankheiten, die hauptsächlich die Beleuchtung betreffen, also eher technischer Natur sind. Aber gestalterisch finde ich wirklich super, dass es uns so gelungen ist.

Mag. Martin Haidinger ist Historiker, Journalist und Buchautor in Wien. Er leitet die Redaktion der Ö1-Wissenschaftsreihe „Salzburger Nachtstudio“.

Lesetipp

Wiederhergestellt –
Das Gartenbaukino
auf bda.gv.at lesen oder unter
redaktion@bda.gv.at bestellen.



Fotos: Gartenbaukino, © Bundesdenkmalamt, Bettina Neubauer-Pregl

70-MILLI-METER-FILME





Mayer am Pfarrplatz
Der Traditionsheuriger
Pfarrplatz 2, 1190 Vienna
Telefon +43 (1) 370 12 87
mayer@pfarrplatz.at



Täglich für Sie da.



PFARRWIRT

Pfarrrwirt
Das älteste Wirtshaus Wiens
Pfarrplatz 5, 1190 Vienna
Telefon +43 (1) 370 73 73
rezeption@pfarrplatz.at



Täglich für Sie da.

Ihr Fest am Pfarrplatz
EVENT - HOTLINE
0800 7000 10



Genießen Sie unser einzigartiges Ambiente
mit traditionellen Gerichten der Wiener Küche und prämierten Weinen
unserer Weingüter Rotes Haus & Mayer am Pfarrplatz.

www.pfarrplatz.at

Neue Publikationen im Bundesdenkmalamt!

Weitere Informationen und Bestellung:
bda.gv.at/publikationen/



Dachwerke der Wiener Innenstadt.
Konstruktion – Typologie – Bestand,
Österreichische Denkmaltopographie
Bd. 4, Bundesdenkmalamt,
Hanna A. Liebich (Hg.)
Horn: Verlag Berger, 1. Auflage 2021

Das mehrjährige Dachkataster-Projekt
des Bundesdenkmalamtes und der
Stadt Wien wurde erfolgreich abge-
schlossen und liegt in gedruckter Form
als wissenschaftliche Publikation vor.



Fundberichte aus Österreich Beiheft 2 –
Schloss Orth an der Donau.
Baujuwel der Renaissance.
Bundesdenkmalamt, Abteilung für
Archäologie (Hg.),
Horn: Verlag Berger, 2021

Die neuesten Erkenntnisse zur
Baugeschichte des Schlosses in
Orth an der Donau



**Österreichische Zeitschrift für Kunst
und Denkmalpflege, Heft 3/4, 2021**
Bundesdenkmalamt, Abteilung
für Inventarisierung und
Denkmalforschung (Hg.)
Horn: Verlag Berger, 2021

Diese Ausgabe der „ÖZKD“ nimmt
die Gozzoburg in Krems in den Fokus.



**Standards Energieeffizienz
am Baudenkmal**
Bundesdenkmalamt (Hg.),
Wien: Druckerei BMI, 2021

Die völlig neu überarbeiteten
„Standards Energieeffizienz
am Baudenkmal“ helfen, Lösungen
im nachhaltigen Umgang mit
Baudenkmalen zu finden.

Sandra Sampl – die Förderungs- managerin

Christiane Beisl



Ihre Hauptaufgaben in der Abteilung für Oberösterreich des Bundesdenkmalamtes sind Förder- und Spendenangelegenheiten. Was sie sonst noch alles im Blick hat und dass sie ihre Kolleg:innen wöchentlich mit selbstgebackenem Brot versorgt, hat Sandra Sampl Denkmal heute erzählt. Ein Porträt.

Es ist ein guter Montagmorgen, wenn das Telefon läutet und Sandra Sampl am anderen Ende der Leitung ist: Man spürt förmlich ihre Freude an der Arbeit. Sie ist einer jener Menschen, die stets ein Lächeln im Gesicht tragen, und das, obwohl sie ihren Arbeitsalltag üblicherweise um sieben Uhr morgens beginnt. Dann hat sie Zeit und Ruhe, um sich einen Überblick zu schaffen, Termine zu koordinieren und ihre vielen organisatorischen Aufgaben der Reihe nach abzuwickeln.

Sandra Sampls Hauptaufgaben in der Abteilung für Oberösterreich liegen in der Bearbeitung der jährlich fast 300 eingehenden Förder- und Spendenanträge. In dieser Funktion arbeitet sie eng mit der zentralen Organisationseinheit Koordination und Controlling zusammen und kennt daher die Denkmallandschaft des Bundeslandes ganz genau. „Ich fühle mich im Bereich der Förderungen zu Hause“, berichtet sie. Kein Wunder, kann sie hier doch sowohl ihr organisatorisches Geschick als auch ihre Vorliebe für Zahlen bestens einsetzen. Sie waren auch der Grund dafür, dass sie nach der Matura zunächst ein Studium der Technischen Mathematik begann. Aus persönlichen Gründen kam es jedoch anders, und so wurde sie vom Bundesdenkmalamt vom Fleck weg engagiert. Bereits nach einer kurzen Einarbeitungsphase konnte sie den wichtigen Förderungs- und Spendenbereich übernehmen.

Zu Sandra Sampls Aufgabenbereich gehören neben einem umfassenden Service für die Förderwerber:innen und



Sandra Sampl © Bundesdenkmalamt

deren Betreuung auch die Verwaltungsabwicklung und die Beantwortung von Rückfragen zu Abrechnungen. Der Austausch mit den Förderwerber:innen ist genau das Richtige für sie. Der Überblick über das Gesamte darf nicht verloren gehen, und in stressigen Situationen heißt es Ruhe bewahren: Schließlich hat jede Eigentümerin, jeder Eigentümer individuelle Ansprüche, und so ist Fingerspitzengefühl gefragt. Sandra Sampl ist ein Mensch, der Herausforderungen braucht, um daran zu wachsen und sich weiterzuentwickeln.

Sie ist aber nicht nur Förderungsmanagerin aus Leidenschaft, sondern auch passionierte Bäckerin. In ihrer Freizeit schafft sich Sandra Sampl mit Brotbacken einen guten Ausgleich. „Dieses Hobby braucht Präzision und Genauigkeit“, weiß sie und bringt montags immer frisches Brot ins Amt mit, um die gemeinsamen Mittagspausen mit den Kolleg:innen kulinarisch aufzuwerten. In der Weihnachtszeit gibt es auch Kekse, und am Abend wird beim Kochen entspannt. Was dann noch an Freizeit bleibt, verbringt Familienmensch Sandra Sampl gerne beim Kaffeetrinken mit ihren Eltern – ein familiäres Ritual – oder mit ihren Freunden.

Mag.^a Christiane Beisl arbeitet für das Präsidium im Bundesdenkmalamt.

Hinter den Kulissen

Denkmal digital

Förderungen digital einreichen und abrechnen

Eva Widor

In der behördlichen Tätigkeit des Bundesdenkmalamtes bilden Förderungen und Spenden einen zentralen Bereich. Förderungen werden seitens des Bundesdenkmalamtes auf Basis des Denkmalschutzgesetzes, der Allgemeinen Rahmenrichtlinien für die Gewährung von Förderungen aus Bundesmitteln, der Richtlinie für die Gewährung von Förderungen nach dem Denkmalschutzgesetz, BGBl 533/1923, sowie des UNESCO-Übereinkommens zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt, BGBl 60/1993, vergeben.

Jährlich werden so rund 1 300 verschiedene Denkmalobjekte gefördert und rund zwölf Millionen Euro ausbezahlt. Im Sinne einer schnellen und serviceorientierten Abwicklung der Förder- und Spendenanträge hat das Bundesdenkmalamt das bestehende Online-Formular zur Einbringung von Förderansuchen erneuert und zusätzlich ein Online-Abrechnungspostfach eingerichtet, das nun zur Einreichung der Abrechnungen für denkmalpflegerische Agenden zur Verfügung steht. Diese Online-Tools vereinfachen die Prozesse, machen diese transparent und führen so zu einer raschen Abwicklung der Zahlungen.

Detaillierte Informationen: bda.gv.at/foerderungen/

Eva Widor ist Mitarbeiterin in der Abteilung Koordination und Controlling im Bundesdenkmalamt.



Generalkonservator
Prof. Mathias Pfeil
© BLfD,
Foto: Michael Forstner

Grenzenlos

Gespräche mit unseren Nachbarn: Bayern

Heinz Schödl

Denkmalschutz ist in Deutschland Landesache. In Bayern befasst sich das Bayerische Landesamt mit Denkmalschutz und Denkmalpflege. Generalkonservator Prof. DI Architekt Mathias Pfeil spricht mit Denkmal heute über Prozesse, Förderungen, Digitalisierungsmaßnahmen ... und darüber, wie er versucht, dem „Downgrading“ im traditionellen Handwerk entgegenzuwirken.

Heinz Schödl: Als Generalkonservator leiten Sie das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD), das Äquivalent zum österreichischen Bundesdenkmalamt. Um einen Eindruck von den Dimensionen zu bekommen: Wie viele Menschen arbeiten bei Ihnen, wie viele Denkmale betreuen Sie?

Mathias Pfeil: Kulturelle Fragen liegen in der Bundesrepublik Deutschland bei den Ländern. Im Gegensatz zum österreichischen Bundesdenkmalamt ist das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege daher auch eine Landes- und keine Bundesbehörde. Dennoch zählen wir als eines der größten Denkmalämter in Deutschland zirka 360 Kolleg:innen in sechs verschiedenen Dienststellen – München, Regensburg, Seehof bei Bamberg, Nürnberg, Kloster Thierhaupten und Weißenburg –, rund 100 von ihnen mit wissenschaftlichem Ausbildungshintergrund. Das BLfD betreut etwa 110 000 Bau- und 50 000 Bodendenkmäler sowie rund 900 städtebauliche Ensembles.

Anders als in Österreich gibt es bei Ihnen, wenn ich es richtig verstehe, keine strenge Trennung zwischen Denkmalschutz und Ortsbildschutz. Die Vollziehung des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes erfolgt jedoch nicht unmittelbar durch das Landesamt, sondern durch die lokalen Behörden. Wie kann man sich das in der Praxis vorstellen?

Das ist richtig. Organisatorisch hat das BLfD die Stellung einer dem Wissenschafts- und Kunstministerium nachgeordneten, fachlich aber eigenständigen Landesbehörde („Landesamt“). Nach Art. 12 BayDSchG ist das BLfD die (einzige) bayerische Denkmalfachbehörde, die bei jeglicher Veränderung an Bau- und Bodendenkmälern oder bei Maßnahmen in deren Nähe einzubeziehen ist. Unsere verbindlich abzugebenden Fachgutachten müssen die 134 Unteren Denkmalschutzbehörden

(UDBs, Landratsämter und kreisfreie Städte) rechtssicher abwägen. Entspricht diese Abwägung nicht der Einschätzung des BLfD, kann es die Bezirksregierungen und letztendlich dann das Wissenschafts- und Kunstministerium zur aufsichtlichen Prüfung auffordern. Der Ortsbildschutz erfolgt entweder – mit Rechtshintergrund – über die städtebaulichen Ensembles als Flächendenkmäler oder über das freiwillige Planungsinstrument des Kommunalen Denkmalkonzepts (KDK), das Städten und Gemeinden als Entscheidungshilfe angeboten und mit bis zu 90 Prozent der Planungskosten finanziell unterstützt wird. Gerade dieses Instrument hat sich bei schwierigen Fragestellungen als sehr erfolgreich erwiesen, weil durch (ebenfalls geförderte) Moderationsprozesse alle an den Verfahren beteiligten Stellen sowie Bürger:innen in die Zielfindung eingebunden werden. Federführend ist die Gemeinde.

Denkmalpflege lebt zu einem guten Teil von gelungener Kommunikation. Ein wichtiges Element in der Kommunikation mit der Öffentlichkeit sind heute Digitalisierungsprojekte, um Informationen zu erschließen. Das Bayerische Landesamt hat eine beeindruckende Landkarte der Denkmale erstellt. Hat die Digitalisierung Ihre internen Abläufe, die Wahrnehmung des Denkmalschutzes in der Öffentlichkeit und den Austausch mit anderen Dienststellen verändert?

Sowohl die Digitalisierung als auch die Kommunikation mit den Bürger:innen sind uns sehr wichtig. Zur Bürgerbeteiligung ist das vorhin erwähnte KDK zu nennen; hierfür gibt es

beim BLfD ein eigenes Referat. Wir betreuen KDKs für die Bau- und die Bodendenkmalpflege. Darüber hinaus gibt es mit dem Bürgerportal Denkmalpflege mit zwei wissenschaftlichen Mitarbeitern eine Anlaufstelle für allgemeine Fragen zur Denkmalpflege für Bürger:innen; zwei Wissenschaftler unterstützen im Rahmen des Projektes „Ehrenamt in der Bodendenkmalpflege“ schon seit 2011 Menschen, die sich für die Bodendenkmalpflege interessieren und engagieren. Ganz neu ist seit September dieses Jahres die ebenfalls mit zwei akademisch ausgebildeten Kolleg:innen besetzte „Task Force Denkmalpflege“: Hier sollen Eigentümer:innen besonders herabgewürdigter Denkmäler, für die sich bisher kein Lösungskonzept finden ließ, eine Anlaufstelle geboten werden. Unser Weg der Digitalisierung wird am deutlichsten durch den Bayerischen Denkmal-Atlas sichtbar. Darin sind tagesgenau alle Bau- und Bodendenkmäler parzellenscharf mit einer Kurzbeschreibung erfasst und können von jeder Person eingesehen werden. Auf mobilen Endgeräten lassen sich sogar „Denkmäler in der Nähe“ GPS-basiert abrufen. Für den Dienstgebrauch gibt es das „Fachinformationssystem Denkmalpflege“. Hier werden sämtliche relevante Daten vor allem zu den Bodendenkmälern eingepflegt; für die Bau- und Denkmalpflege ist dieses System gerade im Aufbau. Die Digitalisierung jüdischer Friedhöfe wird eben als Projekt im engen Verbund mit den jüdischen Gemeinden sowie den vielen in diesem Bereich tätigen Ehrenamtlichen durchgeführt.

Es wird gern der hohe gesellschaftliche und ideelle Wert von Kunst und Kultur betont. Diese kosten aber auch Geld. Wie sieht es bei Ihnen mit Förderungen für Erhaltungsarbeiten aus? In Deutschland bestehen ja außerdem großzügige Möglichkeiten, Investitionen in Denkmale im Zuge der Einkommensteuer abzuschreiben. Wie können wir uns dieses System vorstellen?

Ganz grundsätzlich gibt es zwei unterschiedliche „Fördertöpfe“ der staatlichen Denkmalpflege, das eine ist die „kleine Denkmalpflege (TG 75)“ mit zirka zehn bis zwölf Millionen Euro pro Jahr. Hieraus können die Referent:innen der Bau- und Denkmalpflege kleinere Zuschüsse bis zirka 50 000 Euro für den „denkmalpflegerischen Mehraufwand“ bei Maßnahmen zuerkennen, die nicht dem Bauunterhalt zuzuordnen sind. Ähnliches, wenn auch in geringerer Höhe, gibt es für die Bodendenkmalpflege. Bei größeren Maßnahmen an Gebäuden, deren Substanz gefährdet ist, ist der „Entschädigungsfonds“ relevant, der jeweils zu 50 Prozent vom Staat und von den Kommunen gespeist wird und pro Jahr 27 Millionen Euro umfasst. Von besonderer Bedeutung ist die Möglichkeit der steuerlichen Abschreibung denkmalerhaltender Maßnahmen, die von den Referent:innen des BLfD bestätigt werden müssen. Die jeweilige jährliche Höhe unterscheidet sich je nach Baukonjunktur, im Mittel lassen sich aber rund 200 Millionen Euro als denkmalpflegerischer Mehraufwand anerkennen und abschreiben.

Denkmalpflege kostet Geld. Wir machen aber oft die Erfahrung, dass technische Normen bzw. Vorgaben – etwa Stufenhöhen, Absturzsicherungen, Brandschutz und Ähnliches – die Eigentümer:innen viel mehr belasten. Die notwendigen Maßnahmen, um unsere Gebäude klimafit zu machen, bringen eine Reihe weiterer technischer Normen mit sich. Berechnungen der Energieeffizienz scheinen sich auch mehr an Neubauten als an historischen Gebäuden zu orientieren. Wie sind da Ihre Erfahrungen?

Das ist sicherlich ein gravierendes Problem. Um mehr Anreize für das „Bauen im Bestand“ zu liefern, sollten diese Normen auf ihr zwingendes Erfordernis überprüft werden. Einmal genehmigte Bauten sollen nicht bei jeder Nutzungsänderung oder Sanierung nach neuestem Standard neu genehmigt werden müssen; ebenso wie Fragen des Klimaschutzes sollten Abstandsflächen oder Lärmnormen im Bestand nicht denselben Stellenwert haben wie bei Neubauten. Aus Sicht der Denkmalpflege wäre eine „Umbauordnung“ parallel zur Bayerischen Bauordnung (BayBO) nicht nur für geschützte, sondern für alle Bestandsgebäude der richtige Weg. Erste Gespräche hierzu gibt es bereits, und einige – allerdings noch sehr zarte – Verbesserungen wurden in der neuesten Fassung der BayBO bereits umgesetzt. „Richtig erkannt“ hat man dieses Problem allerdings noch nicht, zumal unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit und der CO₂-Einsparung Bestandsbauten und vor allem Denkmäler in ihrer Gesamtbilanz viel bessere Werte aufweisen können als Neubauten und entsprechend anders behandelt werden sollten.

Neben den technischen Normen, die uns Sorgen bereiten, spüren wir in einigen Bereichen, dass qualifizierte Handwerker:innen, die mit traditionellen Materialien und Techniken arbeiten, oft gesucht werden müssen und immer seltener verfügbar sind. Bayern hat wie Österreich das System der Lehre mit Gesellen- und Meisterprüfung. Bieten Sie im Landesamt Fortbildungskurse für das Handwerk an?

Wir sehen auch ein Problem im „Downgrading der Handwerkstechniken“. Kaum noch gefordert, daher kaum noch verfügbar, wird es zunehmend schwieriger, entsprechende Fachkräfte zu finden. Das BLfD bietet in seiner Fortbildungsstätte in Kloster Thierhaupten entsprechende Kurse an, speziell zu nennen ist hier das Thema der Holzfenstersanierung. Nach diesen Angeboten besteht zwar eine große Nachfrage, dies löst aber nicht das grundsätzliche Problem des immer noch viel zu geringen Bedarfs beim Bauen. Wir sind in diesem Bereich in intensiven Gesprächen mit den Handwerkskammern. Ich hoffe, dass gerade die anlaufende Diskussion um Nachhaltigkeit, regionale Baustoffe und CO₂-Einsparung der Denkmalpflege als „Speerspitze“ für das Bauen im Bestand und damit auch dem Thema nachhaltiges Bauen in der Gesellschaft höhere Aufmerksamkeit zukommen lassen wird.


Herr Professor Pfeil, vielen Dank für das Gespräch!

Dr. Heinz Schödl ist Verwaltungsdirektor des Bundesdenkmalamtes.

Bogdan Roščić

Öffner verschlos- sener Türen

Anna Kraft

A portrait of Bogdan Roščić, a man with short dark hair, wearing a brown blazer over a white shirt and light-colored trousers. He is standing against a light, textured background. The portrait is partially overlaid by a large orange vertical bar on the left side of the page.

Seit dem Sommer 2020 ist der Musikmanager Bogdan Roščić Direktor der Wiener Staatsoper. Auch wenn deren Tore dem Musikpublikum pandemiebedingt lange Zeit verschlossen bleiben mussten, sorgte Roščić vielfach für Öffnungen. Denkmal heute sprach diesen September mit ihm über seine weiteren Pläne, über den Mythos „Stehplatzler“ und darüber, was Oper und Denkmalschutz gemeinsam haben.

Staatsoperndirektor
Dr. Bogdan Roščić
© Peter Mayr

Anna Kraft: Die Wiener Staatsoper steht für hochwertiges Musiktheater ebenso wie für eine Mischung aus Tradition und Innovation. Wie halten Sie als Direktor dieses Denkmal lebendig, damit es für das Publikum relevant bleibt?

Bogdan Roščić: Es ist natürlich leichter, der Tradition zu folgen – das Gebäude steht dafür, und der Werkekanon ist stark von der Vergangenheit dominiert. Das große Repertoire älterer Inszenierungen verlockt dazu zu sagen: „Das ist doch da, das funktioniert!“ Komplizierter wird es in puncto Öffnung, Jugend und Aktualität. Diesbezüglich hilft uns die zeitgenössische Erarbeitung alter Werke, und auch das Verfolgen der bewussten Öffnung des Hauses in alle Richtungen. Diese Haltung ist für mich Pflicht. Die Staatsoper ist ein Nationaltheater, das sich an alle wenden muss, um die Relevanz der Kunstgattung Oper für die Zukunft zu sichern. Das Publikum wächst nicht mehr einfach selbstverständlich nach – man muss sich darum bemühen und die Bereitschaft zum Dialog zeigen. Dann kommt man auch drauf, was man machen muss: Man entdeckt verschiedene Zutrittshindernisse, die es abzubauen gilt.

Sie sprechen jetzt von „Öffnung“, und doch mussten Sie Ihr Haus in den vergangenen eineinhalb Jahren für das Publikum mehrmals schließen. Die Staatsoper hat sich in dieser Zeit als Architekturmuseum präsentiert. Wie ist diese Idee entstanden?

Eines vorweg: Wir haben trotz der Schließung weitergemacht. Hätten wir diverse Neuproduktionen nicht vollständig erarbeitet, könnten wir sie jetzt im Normalbetrieb nicht spielen. Wir konnten dadurch aber auch für das Publikum zu Hause über Kameras eine gewisse Grundversorgung sicherstellen. Was den Rundgang betrifft: Im Lockdown durften die Museen öffnen, und da dachte ich, dass das Gebäude mit seinen Schätzen auch eine Art Museum ist – zahllose Menschen werden jährlich durch das Haus geführt. Über den großen Andrang waren wir sehr positiv überrascht. Es war toll, wie andächtig und mucksmäuschenstill die Menschen durch die Oper gingen, als würde man irgendwelche guten Geister nicht beunruhigen wollen. Ich persönlich habe immer die doppelte Persönlichkeit des Hauses geliebt – außen der Ringstraßen-Historismus, innen durch die Austerität der Nachkriegszeit eine gewisse Nüchternheit. Dadurch entsteht ein schöner, zurückhaltender Ernst. Woanders bindet man um alles ein Mascherl, in der Staatsoper nicht. Hier liegt der Fokus auf der Bühne, und das drückt das Gebäude auf unnachahmliche Weise aus.

Einige Ihrer Neuproduktionen kommen wegen der coronabedingten Lockdowns erst jetzt vor Publikum. Was kann es erwarten? Verfolgen Sie eine gewisse Regieästhetik? Nein, meiner Meinung nach wurde die Zeit der Regiestile

von einem notwendigen Eklektizismus abgelöst. Es ist Pflicht einer Direktion, durch programmatische Entscheidungen auf der Höhe des Metiers und der heutigen Zeit zu bleiben. Teilweise kommt es da zu deutlichen Missverständnissen, beispielsweise bei der neuen „La Traviata“: Nach der Lockdown-Premiere wurde mir vorgeworfen, dass ich durch die Social-Media-Elemente des Bühnenbildes nur auf das Interesse der jungen Leute abzielte – was ja eine absurde Berechnung von mir wäre. Vielmehr liegt hier ein Missverständnis über den Prozess einer Neuinszenierung vor. Diese „Traviata“ ist allein Simon Stones Sicht auf das Werk, ganz ohne Druck in Richtung Modernisierung à la: „Sei Instagram, sei digitaler, sei so, sei anders.“ So funktioniert Kunst nicht. Die häufig diskutierten Werke sind Geniestreiche ihrer Zeit. Ihre Relevanz spürbar zu machen kann nur Regie und Musik zusammen gelingen, nicht aber Resultat eines strategischen Umgangs oder Produktpolitik sein.

Mit der Zeit verändert sich auch das Publikum. Die Staatsoper hat aber angeblich nach wie vor ihre treue Stammklientel der „Stehplatzler“ – ist das wahr?

Naja, das ist teilweise schon auch ein Mythos. Der größte Stehplatz der Welt ist heute ein stark touristischer Schauplatz. Man sieht oft, wie sich der ursprünglich volle Stehplatz in der ersten Pause leert; ein echter Stehplatzler würde nie so das Feld räumen! Momentan ist der Stehplatz bestuhlt, der Preis hat sich aber nicht geändert – der Stehplatz ist ja auch eine soziale Einrichtung, nicht nur eine kulturelle.

Für alle unter 27-Jährigen gibt es seit Ihrem Direktionsantritt verschiedene neue Angebote: exklusive Karten, ein Opernlabor und sogar einen Podcast. Warum liegt Ihnen die Jugend so am Herzen?

Ich glaube, dass die Kulturinstitutionen zu einer gewissen Vermittlungsleistung verpflichtet sind. Jeder meint zu wissen, was in der Oper los ist: dass nämlich dickliche Menschen herumstehen und sich gegenseitig fünf Stunden lang ankreischen. Ohne das richtige Erlebnis sind Menschen auf solche karikierenden Vorstellungen zurückgeworfen. Bringt man ihnen aber mit genug Hinwendung ein Stück klassischer Musik näher, hört man häufig: „Das ist ja großartig, wieso kenne ich das nicht?“ Wenn man so eine vormals verschlossene Tür öffnet, hat man etwas Großes geleistet. Solche Erlebnisse zu ermöglichen ist Aufgabe eines gut geführten Theaters im 21. Jahrhundert – und darum machen wir das.

Anna Kraft ist Schülerin und Mitglied von INSIDEOPERA, dem Podcast-Club der Staatsoper für junge Leute.



Lilli Hollein, Generaldirektorin und wissenschaftliche Geschäftsführerin des MAK – Museum für angewandte Kunst, Wien, 2021 © MAK, Foto: Katharina Gossow

A portrait of Lilli Hollein, a woman with glasses and a dark blue trench coat, standing in front of a dark, textured wall. The text 'Lilli Hollein' is overlaid on the left side of the image in a large, white, sans-serif font.

Lilli Hollein

Kult(ur) aus Tradition

„Design moderiert auch gesellschaftliche Prozesse“

Christoph Bazil

Lilli Hollein führt seit 1. September 2021 die Geschäfte des MAK – Museum für angewandte Kunst Wien. Als erste Generaldirektorin will sie Gestalterinnen vor den Vorhang holen, Objektgeschichten aus einer neuen Perspektive erzählen und auch Lücken in der Sammlung schließen. Im Gespräch mit Christoph Bazil, dem Präsidenten des Bundesdenkmalamtes, erzählt sie, was ihr Verständnis von Design ist und welchen Platz Design in unternehmerischen Prozessen einnehmen sollte.



MAK

Christoph Bazil: Hinter der Gründung des MAK im 19. Jahrhundert stand die Idee, dass man in einer Art Mustersammlung historisches Kunsthandwerk als qualitatives Vorbild für die damals beginnende industrielle Produktion zusammenträgt. Dass also irgendwie aus dem Alten das Moderne wächst. Das ist ja fast wie ein Grundgedanke des Denkmalschutzes. Ist das noch aktuell: das Alte als Mustersammlung für die Moderne?

Lilli Hollein: Die Vorbildsammlung war in sich eine moderne Idee: Es ging darum, nicht auf einer imperialen Kollektion oder Sammlung aufzubauen, sondern quasi völlig neu ein Museum mit Sammlung zu schaffen – eine Vorbildsammlung, der es um Innovation ging. Dass das zu einem Zeitpunkt Aktuellste als Vorbild gesammelt und später Teil der historischen Sammlung wurde, entspricht dem Gedanken des Bewahrens. Ich glaube, dass man das heute genauso verfolgen kann, wobei man von diesem Vorbildgedanken im MAK eigentlich schon relativ bald, unter Direktor Arthur von Scala, abwich: Gesammelt wurden Objekte für ihren Wert an sich, für ihren künstlerischen Wert, für ihre künstlerische Äußerung, und nicht so sehr allein als Vorbilder. Da stehen wir durchaus heute: In einem Museum wie diesem, mit verschiedenen Sammlungsschwerpunkten, wird die Sammlung in Richtung herausragender künstlerischer Beiträge erweitert, Sammlungslücken werden geschlossen.

So, wie ich hier als erste weibliche Direktorin des Hauses antrete, habe ich auch das Bestreben, die Rolle von Frauen als Gestalterinnen sehr klar und zumindest gleichberechtigt in der Sammlung darzustellen. Das ist historisch sehr schwierig, denn die historische Sammlung des MAK besteht vorwiegend aus Exponaten, die von Männern gestaltet wurden oder Männern zugeschrieben werden. Wir müssen hier

nicht weit zurückblicken, nehmen wir Charles & Ray Eames als Beispiel: Nach wie vor ist es so, dass Charles Eames als der Gestalter angesehen wird und Ray Eames als seine Frau, die ihm den Rücken freigehalten hat. Tatsächlich war das aber eine gleichberechtigte Lebens- und Arbeitspartnerschaft, wie sie oft vorkommt. Vielleicht muss man einfach mal für eine gewisse Zeit Geschichten anders erzählen und die Rolle der Frauen auch in solchen Duos hervorkehren. Ganz sicher

bestehen gewisse Lücken in einer Sammlung. Auf der anderen Seite gibt es viele Bestände, deren Geschichte man nochmal neu und nochmal konzentrierter erzählen kann ... im Hinblick darauf, welche Rolle Gestalterinnen gespielt haben.

Einige Werke Ihres Vaters Hans Hollein stehen unter Denkmalschutz, darunter das ikonenhafte Portal des früheren Kerzengeschäfts Retti am Wiener Kohlmarkt. Mein erster Chef hat mir gerne erzählt, dass Ihr Vater sich zwar einerseits über diese Unterschutzstellungen gefreut hat, andererseits aber auch wollte, dass die Eigentümer:innen ihre Freiheiten behalten. Das sind spannungsreiche Verhältnisse zwischen den Künstler:innen, ihren Werken, den Eigentümer:innen und der Öffentlichkeit. Ich weiß, dass sich mein Vater über die Unterschutzstellung sehr gefreut hat. Worum es ihm aber auch ging, war, dass ein urbanes Gefüge in ständigem Wandel ist, und das macht eine lebendige Stadt auch aus. Auf der anderen Seite ist mein Vater schon seit 2014 tot, und was wir in den vergangenen 20 Jahren an Entwicklung gesehen haben, hat eine ganz andere Halbwertszeit in der Architektur eingeleitet. Ich finde die Unterschutzstellung rezenter Bauten und Baudenkmäler umso virulenter und glaube, dass man da vielleicht sogar noch in die jüngere Zeit blicken müsste – sicher schon in die

1990er, wenn nicht gar in die 2000er, weil die Bedürfnisse der Immobilienwirtschaft evident sind. Mit dem Denkmalschutz werden Abbilder unserer kulturellen Entwicklung gesichert. Das ist wichtig, und es sind ja auch nicht immer die bequemsten Bauten und nicht immer absolute Prestigeobjekte. Es ist wichtig, dass Denkmalschutz, ähnlich wie das Museum, Dinge sammelt, um diese auch als Botschafter ihrer Zeit zu bewahren. Das ist ein bisschen das, was Sie auch machen, oder?

In einem Interview haben Sie gesagt, Sie wollten als Generaldirektorin die Leute in ihrem Alltag abholen. Design als Qualität im Alltag, die zu wenig wahrgenommen wird ... Das entspricht auch unserer Erfahrung: dass Denkmale unseren Alltag bestimmen, ihre Qualitäten aber oft nicht wahrgenommen werden. Es ist also unsere Aufgabe, die Qualitäten der Dinge, die uns täglich umgeben, aufzuzeigen, zu bewahren und Bewusstsein dafür zu schaffen. Ich glaube, dass das MAK mit seinen Sammlungen und seinen Schwerpunkten sehr viel von dem abbildet, was zum Alltag vieler Menschen gehört – wenngleich nicht in der Form, wie wir es hier im Museum haben. Aber es sind Dinge, zu denen Menschen eine Verbindung haben, und das kann dabei helfen, die Schwellenangst vieler Menschen vor dem Betreten eines Museums ein wenig abzubauen. Es gibt Dinge hier, die die Menschen aus ihrem Alltag kennen: Sie kennen einen Sessel, sie kennen ein Gefäß, sie kennen einen Teppich. Auf der anderen Seite setzt sich das MAK nach meiner Auffassung mit dem Design der Gegenwart als Disziplin auseinander, die sich in den Dienst der Gesellschaft stellt – in allem, womit die Gesellschaft ihren Alltag bewältigt. Design moderiert bis zu einem bestimmten Grad auch gesellschaftliche Prozesse. Wie wir mit all den Maßnahmen umgehen, mit denen wir uns seit Monaten organisieren müssen, ist in gewisser Weise auch Design. Also: Was kann es für Tools geben, damit Registrierungen erleichtert werden etc.? Da sind, finde ich, durchaus viele Elemente von dem enthalten, was ich auch als Design ansehe. Was Design und Gestaltung betrifft, ist der digitale Bereich extrem interessant, weil er manches aus unserem Alltag verschwinden lässt. Das beginnt bei den Geldscheinen, die lange Zeit nationale Identität repräsentiert haben, geht über die Briefmarken, die gestalterische Vorzeigeprojekte waren, bis hin zu Schlüsseln. Da gibt's Dinge, die verschwinden, und auf der anderen Seite entstehen unglaublich interessante Beiträge im digitalen Raum. Designschaffende sollten schon sehr früh in Prozesse einbezogen werden, um in der Gesellschaft eine höhere Akzeptanz zu erreichen. Ich bringe dafür gerne als Beispiel eine Uni in den Niederlanden ein, die ein Social-Design-Projekt gemacht hat: Dabei wurde nichts anderes gemacht,

als an einer Supermarktkassa für eine gewisse Zeit Augenmerk darauf zu richten, dass bei älteren Kund*innen die Geschwindigkeit rausgenommen wird und sie in Ruhe alle notwendigen Handlungen in ihrem Tempo vornehmen können. So ist ein gesellschaftlicher Prozess entstanden, bei dem allen Beteiligten – der Frau an der Kassa, den alten Menschen, jenen, die hinter ihnen warteten – klar war, dass das so funktionieren kann. In meinen Augen ist ein Designprozess der, bei dem zuerst die Problemstellung oder Frage erkannt und analysiert und dann der Lösungsvorschlag ausgearbeitet wird. Beginnt man den Designprozess aber an einem anderen Punkt, nämlich bei einem Produkt, das in Grundzügen fertig ist, und sagt dann: „Jetzt bitte eine gute Hülle dazu“, dann ist das einfach ein anderer Designbegriff als der, den ich habe.

Sie haben über Dinge gesprochen, die verschwinden. Etwas, was auch ein bisschen im Verschwinden begriffen ist und früher wichtig war, sind Medaillen. Das Bundesdenkmalamt hat nun eine neu gestaltete Denkmalschutzmedaille. Sie waren in der Jury und haben gemeinsam mit den anderen Jury-Mitgliedern eine unkonventionelle Lösung für eine doch sehr traditionelle Aufgabe gefunden.

Ja! Gleichzeitig finde ich, dass die Aufgabenstellung extrem interessant ist. Eine solche Medaille ist ein Zeichen der Wertschätzung, und das muss sie ausdrücken. Das kann Gestaltung eben auch, und die Menschen, denen die Medaille verliehen wird, sollen sie mit Stolz und Freude auf ihrem Kaminsims stehen haben. Schon, wie Sie den Prozess als Denkmalamt aufgesetzt haben, war ein Zeichen der Wertschätzung: dass man sich Gedanken darüber macht, dass man Kunstschaffende einbindet und eine Jury einlädt. Es hat auch uns als Jury Freude gemacht, uns mit dieser Aufgabenstellung auseinanderzusetzen. Ich finde es ein gutes, wichtiges und richtiges Zeichen zu sagen, dass man als Bundesdenkmalamt zeitgenössische Künstler:innen einlädt, ein zeitgenössisches Symbol dieser Wertschätzung zu schaffen. Für Menschen, die sich um historisches Erbe bemühen und dafür ausgezeichnet werden, heißt das nicht, dass dieses Zeichen der Wertschätzung nicht klar heutig sein darf.

Das ist ja auch ein bisschen unser Glaube, dass Denkmalschutz zeitgenössisch und zukunftsorientiert ist. Deswegen heißt Ihre Zeitung ja auch „Denkmal heute“!

Dr. Christoph Bazil ist Präsident des Bundesdenkmalamtes.

Nachhaltig

Ein Puzzlestein für den Denkmalschutz

Christiane Beisl

Seit den 1980er-Jahren verleiht die Republik Österreich die Österreichische Denkmalschutzmedaille an Personen und Initiativen in Würdigung besonderer Verdienste um den Denkmalschutz und die Denkmalpflege. Nun wurde diese Auszeichnung von Dominik Annies und Lukas Troberg im Rahmen eines von Kunst- und Kulturstatssekretärin Andrea Mayer in Auftrag gegebenen Wettbewerbes zeitgemäß neu gestaltet. Die Staatssekretärin gratulierte persönlich zur gelungenen Umsetzung und zur überzeugenden Neugestaltung der Österreichischen Denkmalschutzmedaille: „Die Medaille veranschaulicht, was Denkmalschutz und -pflege bedeuten: nämlich schützen, pflegen, forschen und vermitteln. Das neue künstlerische Design geht auf diese vier Bereiche ein und verbindet gekonnt Handwerk mit Architektur. Die in Silber und Gold gehaltene Medaille wird zudem größtenteils in traditioneller Handarbeit hergestellt“, so Andrea Mayer.

Eine hochkarätige Jury, bestehend aus Martin Böhm, Lilli Hollein, Eva Schlegel und Elisabeth Udolf-Strobl, wählte aus zahlreichen Entwürfen eine besonders überlegt gestaltete Medaille in Form eines Puzzlestücks aus. Die



Präsentation der neuen Denkmalschutzmedaille. Im Bild von links: Dominik Annies, Christoph Bazil, Andrea Mayer, Lukas Troberg © HBF, Foto: Heinschink

Idee hinter dieser Form ist, die weitreichenden Aktivitäten des österreichischen Denkmalschutzes darzustellen. Die asymmetrische Gestalt der Medaille soll auch die Einzigartigkeit eines jeden denkmalgeschützten Objektes hervorheben; da ein Puzzlestück stets die Möglichkeit des Ineinandergreifens mit anderen Teilen zu einem Ganzen impliziert, entsteht so vor dem virtuellen Auge ein Gesamtbild des kulturellen Erbes.

Der Präsident des Bundesdenkmalamtes, Christoph Bazil, freut sich auf die ersten Auszeichnungen mit der zeitgemäß gestalteten Medaille.

Mag.^a Christiane Beisl arbeitet im Präsidium im Bundesdenkmalamt.

Entwurf der neuen Denkmalschutzmedaille, 2021 © Dominik Annies und Lukas Troberg



RENOVIERUNG & SANIERUNG



Profi
BAUSTOFFE
www.profi.baustoffe.com

SANIERUNG VOLKSTHEATER WIEN

Bei der Sanierung kam eine spezielle Fassadenfarbe auf Silikatbasis ohne Titandioxid zum Einsatz. Diese zeichnet sich im Vergleich zu Standardfarben mit Titandioxid durch ihre besondere Farbtiefe aus und gibt die plastische Struktur des Untergrundes perfekt wieder.

- ✓ Mineralisch und hoch diffusionsoffen
- ✓ Witterungsbeständig
- ✓ Hydrophob oder hydrophil erhältlich

PROFI RESIL ANTIK
PROFI RESOL ANTIK

OHNE
TITANDIOXID



Denkmal kinder

Denkmalhund Emil

Das Christkindl der „Laufende

Unterwegs in der Denkmalstadt Steyr

Karin Derler



Wallfahrtskirche Christkindl im Winter © G. Meidl

Hallo Leute!

Ich bin zwar nur ein Hund, genauer gesagt: der Denkmalhund des Bundesdenkmalamtes, aber trotzdem habe ich auch einen Wunsch ans Christkind: ein neues Halsband! Um sicherzugehen, dass mein Wunsch in Erfüllung geht, mache ich mich auf nach Christkindl, einen Stadtteil von Steyr in Oberösterreich. Jedes Jahr rund um Weihnachten ist das Postamt dort extra für die vielen Briefe ans Christkind geöffnet. Sie bekommen einen Sonderstempel. Ob dadurch mehr Wünsche erfüllt werden? Wer weiß ... aber wahrscheinlich hilft es ein bisschen!

Mission erfüllt: Brief ans Christkind abgegeben! Wenn ich schon einmal da bin, sehe ich mich aber doch ein wenig um ... Unweit des Postamtes befindet sich die **Wallfahrtskirche Christkindl**. Kirchen, Kapellen, Wegkreuze oder Martern wurden ja oft in Erinnerung an eine menschliche Tragödie errichtet. Der Anlass dafür kann aber auch größte Freude und Dankbarkeit gewesen sein ... so wie in Christkindl. Ich erzähle euch kurz die Geschichte: Ein kranker Mann hörte von einer wunderbaren Heilung durch eine kleine Christusfigur aus Wachs. So beschaffte er sich auch so eine Figur und legte sie

und Hund“



Wachsfigur, Detail des Altars in der Wallfahrtskirche
Christkindl © TVB Steyr

in die Höhlung eines Baumes. Er verehrte die Christusfigur, betete ... und wurde tatsächlich geheilt. Das sprach sich schnell herum, und nun kamen andere kranke Menschen, um das Christuskind anzubeten, und wurden ebenfalls gesund. Aus Dankbarkeit ließen sie eine Kirche rund um den Baum errichten, die heutige Wallfahrtskirche. Und wirklich: Am Hochaltar findet sich oberhalb des Tabernakels, in dem die Hostien aufbewahrt werden, die zehn Zentimeter kleine stehende Wachsfigur des Christuskindes, das die Dornenkrone und das Kreuz in den Händen hält.

Während ihr euch noch an der Erzählung vom Steyrer Christkind erfreut, mache ich mich mal auf den langen Fußweg zum Stadtplatz von Steyr, genauer: zum **Bummerlhaus**, einem gotischen Bürgerhaus, das als einer der bedeutendsten Profanbauten in Österreich gilt. Was das bedeutet?

Als „Profanarchitektur“ werden alle Bauwerke bezeichnet, die man nicht religiös oder kultisch nutzt. Das Schild mit dem Löwen verrät, dass das Gebäude einst das Gasthaus „Zum goldenen Löwen“ beherbergte. Da es damals noch keine Hausnummern gab, hatten viele Häuser ein charakteristisches Hauszeichen. Das reichte zur Unterscheidung der Häuser aus. „Treffen wir uns beim Bummerl am Stadtplatz“, hieß es damals vielleicht! Der Löwe auf dem Auslegerschild schaut nämlich ein bisschen aus wie ein Hund, und den nannten sie in Steyr „Bummerl“. Vielleicht gibt es bei euch zu Hause auch noch Gebäude mit solchen Hauszeichen. Bis heute heißen Gasthäuser zum Beispiel oft „Zum grünen Kranz“ oder „Zur schiefen Laterne“.



Der goldene Löwe am Bummerlhaus © TVB Steyr



Steyrer Krippel © TVB Steyr

Die **UNESCO** ist eine Behörde der Vereinten Nationen. Der Name ist eine englische Abkürzung für die Aufgabengebiete, die sie umfasst: Erziehung, Wissenschaft und Kultur. Wir alle müssen uns darum kümmern und darauf aufpassen. Vor allem, wenn es um das „**immaterielle Erbe**“ geht, das oft kein Gegenstand, also nichts Materielles ist, das wir angreifen können. Traditionelles Handwerk und viele Besonderheiten aus allen Ländern der Welt – etwa spezielle Feste – zählen dazu, ebenso Ideen und Gedanken und vor allem Wissen, das vielleicht nur mehr eure Großeltern haben. Wenn das alles rechtzeitig aufgeschrieben, gesammelt und in Dokumenten festgehalten wird, hilft das, damit es geschützt ist und wir es nicht vergessen. Und genau das geschieht mit der Aufnahme in das **UNESCO-Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes**.



Bummerlhaus im Winter © TVB Steyr, Foto: Angerer

Mein Wissensspeicher ist jetzt einmal gefüllt. Aber ich habe gehört, dass es hier auch noch einen Lebensmittelspeicher gibt: den **Innerberger Stadel**. Schon 1611 errichtet, nutzte man ihn fast 300 Jahre hindurch für die Arbeiter des Eisenwesens als Lebensmittelspeicher. Das imposante Gebäude wurde gerade saniert. Heute sind in den ehemaligen Lagerräumen das Stadtmuseum und das Steyrer Krippel untergebracht.

Wenn ich schon mal da bin, lass ich mir eine Aufführung des **Steyrer Krippels** natürlich nicht entgehen! Das ist ein Figurentheater mit über 400 Stabpuppen. Es zählt zum sogenannten „immateriellen Kulturerbe der UNESCO“. Die Puppen werden mit der Hand gespielt, sie reden in Steyrer Mundart, die ich leider nicht immer gut verstehe. Damit bin ich aber nicht alleine. Wie gut, dass ein eigenes Wörterbuch in Arbeit ist, damit die Dialektausdrücke nicht verloren gehen! Wusstet ihr, dass die UNESCO auch das Lied „Stille Nacht“ zum immateriellen Kulturerbe erklärt hat? Das wurde 1818 von einem Oberösterreicher komponiert, und hier in Steyr erschien 1830 der älteste bekannte Druck des Liedes, das heute Menschen

auf der ganzen Welt zu Weihnachten singen! Apropos immaterielles Erbe: Vielleicht habt ihr selbst sogar ein solches zu Hause und esst täglich darauf ... Erst vor Kurzem fand nämlich das Flammen von Keramik in die UNESCO-Liste Eingang. So entsteht das „Geflamme“ – eine typische Dekortechnik, die ihr bestimmt vom Gmundner Geschirr mit seinen Schleifen und Bögen kennt! Auch das Märchenerzählen und die Falknerei – die Kunst, mit Vögeln zu jagen – ist Teil dieses Erbes.

Ich gebe zu, Vögeln renne ich ganz gerne nach. Deswegen bin ich aber noch lange kein „Laufender Hund“. Den findet man nur auf Fassaden. So nennt sich nämlich ein Dekorationsmotiv der Sgraffitokunst, die nicht nur den Innerberger Stadel, sondern auch viele andere Häuser in Steyr ziert. Der „**Laufende Hund**“ schaut ein bisschen aus wie sich im Meer überschlagende Wellen.

Aber jetzt zurück zu meinem Wunsch ans Christkind: dem neuen Halsband. Ich war heute in Steyr auch im Innenhof von Schloss Lamberg. Dort gibt es einen Brunnen mit Zwergenfiguren und einem steinernen Hund. Der trägt ein steinernes Halsband mit dem Namen seiner Besitzerfamilie: „Lamberg“. Also, liebes Christkind: Ich bevorzuge ein Halsband aus Leder mit dem Namen meines Herrls drauf. Wie das heißt, verrate ich ein anderes Mal ...

Mag.^a Karin Derler ist Mitarbeiterin in der Abteilung für Steiermark im Bundesdenkmalamt.



Brunnen Schloss Lamberg
© Bundesdenkmalamt,
Foto: Franz Weinzierl

Als **Sgraffito** wird eine Kratzputztechnik zur Bearbeitung von Wandflächen bezeichnet. Der Name kommt vom italienischen Wort „(s)graffiare“ – das heißt „kratzen“. Er nimmt auf die Technik Bezug: Zuerst werden mehrere Putzschichten auf die Fassade aufgetragen und dann Dekorationsmotive herausgekratzt, seien es figürliche Darstellungen oder Ornamentleisten. So entstehen Linien und Muster an Gebäudekanten, Fensterumrahmungen und Geschoßbändern.



Innerberger Stadel © Bundesdenkmalamt, Foto: Irene Hofer

Finde den „Laufenden Hund“!

Auflösung: Nr. 2



Und denkt daran: Ich heiße Emil und ihr seid die Detektive!

Also viel Spaß beim Entdecken!
Ich freue mich auf eure Nachrichten an:
emil@bda.gv.at



Denkmal kultur



Mittelalterliches neu gemacht

Schlicht ein Platz

Albert Kirchengast

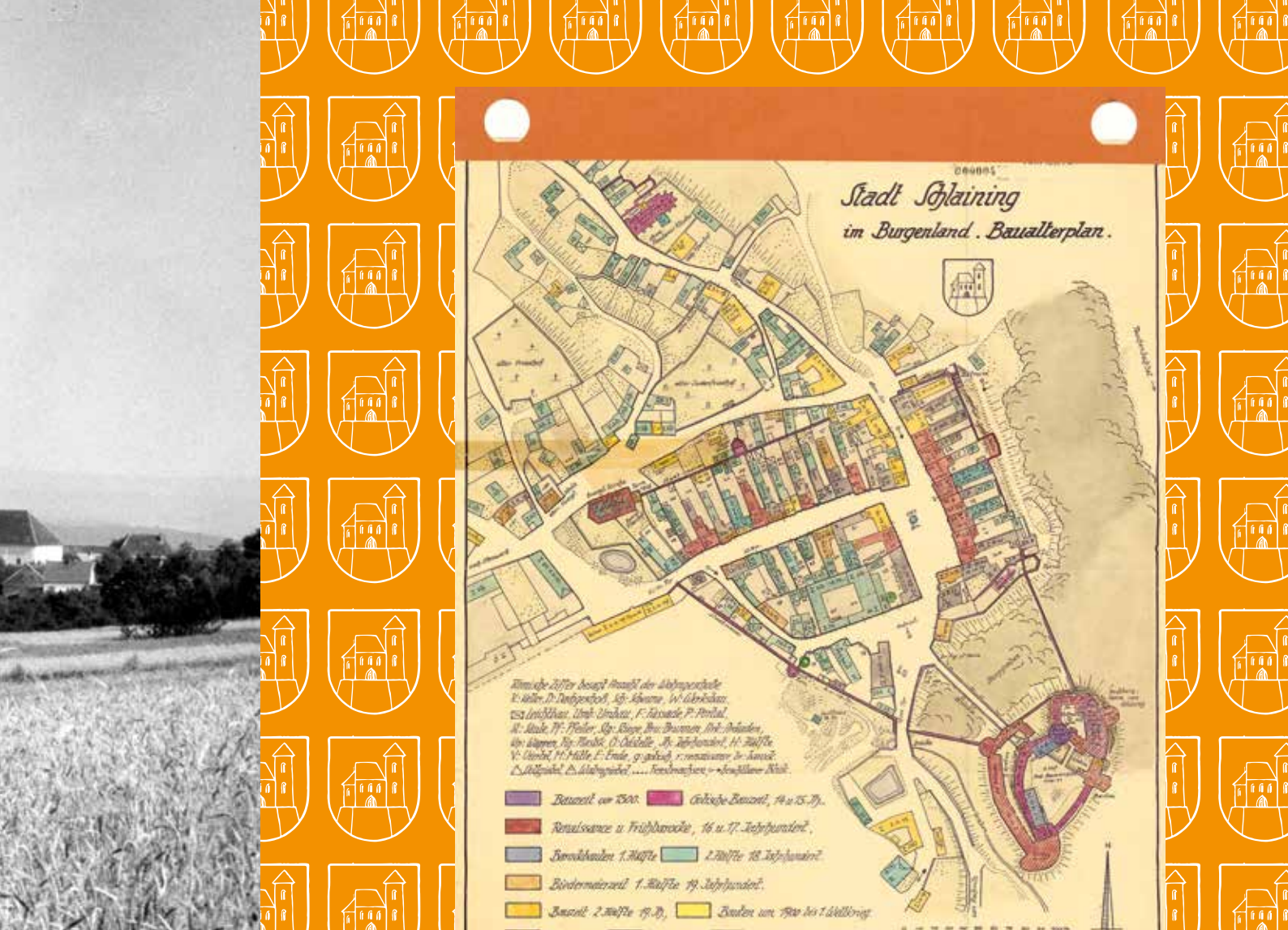
Die Revitalisierung eines Platzensembles in einer denkmalgeschützten Kleinstadt macht das beinahe vergessene Potenzial elementarer baukünstlerischer Mittel offenkundig, Orte zu beleben und Öffentlichkeit zu schaffen.

Stadtschlaining in der südburgenländischen Landschaft, 1959
© Bundesdenkmalamt, Fotoarchiv

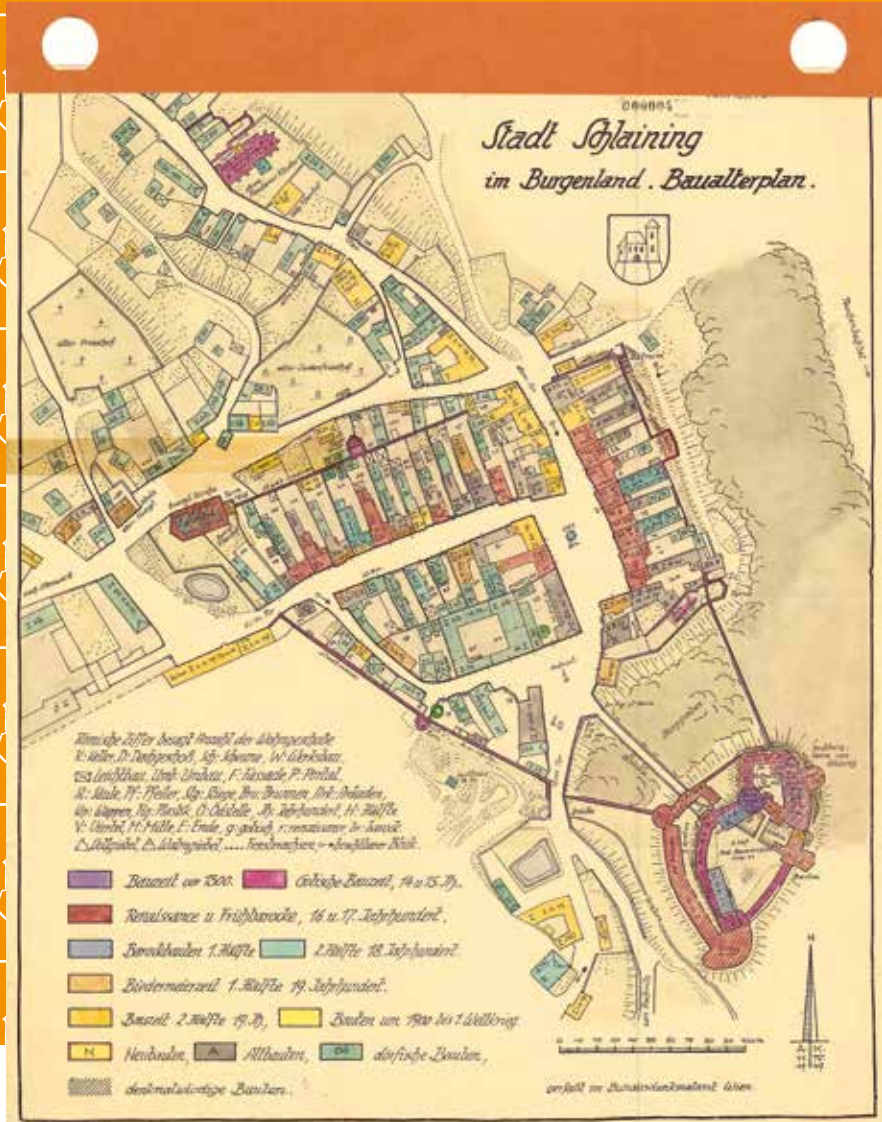
Wenngleich die südburgenländische Kleinstadt Stadtschlaining eigentlich nur drei Straßenzüge und zwei Plätze zählt, gilt ihre historische Stadtanlage noch heute als besonders, weil sie den Zersiedelungen unserer Zeit eine Lehre erteilt. Dort kann man begreifen, wie das Zusammenleben aus dem Häuslichen heraus gewachsen ist, wie Haus und Stadt einander bedingen. Die organische Metapher ist keinesfalls fehl am Platz, um das einfache Haus als kleinsten Baustein von Gehöft, Dorf, Stadt, Metropole und die alte Stadt, die sich aus solchen Häusern und dem Raum dazwischen konstituiert, als Raumwunder zu begreifen.

Eine Burgsiedlung

Der berühmte Söldnerführer Andreas Baumkircher durfte 1462 seine eigene Stadt gründen. Eine Burg hatte er da bereits als Pfandleihen vom Kaiser erhalten. Neun Jahre später sollte er bei einem Hinterhalt in der Residenzstadt Graz sein



Baualterplan der historischen Anlage Stadtschlainings aus dem Jahr 1949 von Adalbert Klaar („Klaarplan“) © Bundesdenkmalamt, Planarchiv



Leben lassen. Vor dem Hintergrund dieser geschichtlichen Ereignisse wuchs die Kleinstadt Schlaining. Ihr Grundbaustein, der typische burgenländische Streckhof, hat einen „Rücken“, den er dem einen Nachbarn zuwendet, um so kompakt das zu erfüllen, was man heute „Verdichtung“ nennt. Damals ergab sich das selbstverständlich aus der Logik der Fügung, die Privatheit und Öffentlichkeit im Gleichklang in der baulichen Form aushandelt – überdies aus der Notwendigkeit, das Häusergesamt mit einer schützenden Mauer zu umgürten. Die hiesigen Stadttore mussten in der Nachkriegszeit dem Busverkehr weichen; anderes wurde im Zuge des Weiterbaus geschluckt, etwa die nördlichste Bastion durch die Errichtung der evangelischen Kirche. Reste der mittelalterlichen Mauer aber verbinden immer noch den Häuserorganismus über einen tiefen Graben mit der Burg, die dem Ort den Namen gab: Zloy muk.

Die frisch restaurierte Burg geht urkundlich auf das 13. Jahrhundert zurück und hatte viele Besitzer – wie auch

die Häuser der Burgsiedlung, in deren in die Tiefe gestreckten, bald hakenförmigen Baukörpern mehrere Familien auf engstem Raum lebten. An der südlichen Seite öffnen sie sich zu einem halböffentlichen Hof; da es sich auch um kleinadelige Freihäuser und „Mehrfamilienhäuser“ jüdischer Familien handelte, ist dort längsseits mancherorts ein bis zu dreigeschoßiger Arkadengang vorgestellt. Vorne, neben der Durchfahrt, lag der Abgang ins „Gewölb“, darüber wohnten die Händler und Handwerker, während man hinten Tiere hielt. An der Abfolge sich aus der einheitlichen Nutzung ergebender, keineswegs eintöniger Hausansichten, mit denen diese so ähnlichen Bauten Straße und Platz begrenzen, lässt sich der Reichtum des Einfachen ablesen: dass ein Haus voll und ganz sich selbst genügt und erfreut, wenn es einfach ein Haus ist, munter befenstert, satt verputzt, mit plastischem Dach darauf. Proportion und Detail dieser anonymen Baukunst sind durch lokale Möglichkeiten bedingt, etwa die spezifische Topografie. Es ist bezaubernd, wie das sich ergebende



Historische Postkarte „Gruss aus Schlaining“ mit lehmigem Marktplatz – noch ohne Hauptbaum und Höhengsprung © Bundesdenkmalamt, Sammlung Komzak

städtebauliche Gefüge das Schauen unterhält. Kürzlich wurden hier der Hauptplatz und – als Entrée zur Burg – der annähernd dreieckige Rochusplatz revitalisiert. Es hat sich erweisen: Bei pfeglichem Umgang ist das robust Gefügte dauerhaft genug, um Identität immer neu zu stiften im Wandel der Zeit.

Solide entwerfen

Im historischen Umfeld, zumal denkmalgeschützter Häuser, sollte jeder neuen Zutat ein Blick in die Geschichte vorausgehen. Leider vertraut man, wenn das Alte mit seiner Patina verloren ist, zu selten auf die Kraft noch vorhandener, gewachsener Strukturen – auf Typen, in denen das Wesentliche herausgebildet ist, die dabei aber doch wandelbar blieben. Im Fall eines Platzes ginge es um das Heranstellen der Hauskörper an die frei geräumte Fläche, eine besondere, kultivierte Fläche innerhalb der Mauern, die die Kulturlandschaft

ausschließen – oder die eben etwas einschließen, das, liest man die städtebauliche Figur umgekehrt, als „Stätte“ im etymologischen Sinn freigeräumt ist von Natur. Etwas dauerhaft „leer“ halten zum Zwecke der Kultur, um Markt zu halten, einander zu treffen, Öffentlichkeit zu schaffen: Das ist die liberale Idee der europäischen Stadt.

Dem folgte die Neugestaltung in Stadtschlaining. Sie bediente sich früher Fotografien, die eine lehmige Fläche zeigen, da und dort Spuren von Fuhrwerken, vor den Häusern vereinzelt die wohl ab dem 19. Jahrhundert übliche Kugelakazie. Ab 1857 befand sich im Zentrum zudem ein Brunnen, ein achteckiges Becken aus Granit, in dessen Mitte eine Pyramide mit drei Löwenköpfen. Aber eigentlich stand das Denkmal nicht in der Mitte und steht dort heute noch nicht – ganz im Sinne Camillo Sittes liegt es im toten Winkel: im Windschatten städtischen Treibens. Mit dem nunmehr ebenfalls restaurierten Brunnen im Dialog steht der neue Hauptbaum. Der Gärtner empfahl eine Platane, die Schatten spendet und



Restaurierter Hauptplatz mit gepflasterter durchgehender Fläche, „frischen“ Kugelakazien und Platane, 2021 © Albert Kirchengast

die ökologischen Herausforderungen der Zukunft besser meistern soll als etwa eine Linde. So wurde eigentlich alles belassen, denn für die Augen der Lai:innen ist es, als wäre nichts passiert. Die Wiener Architektin Anna Wickenhauser hat sich nach siegreichem Wettbewerbsbeitrag mit dem hiesigen Architekten Dietmar Gasser zusammengeschlossen. Beide schlugen also – überraschend in Anbetracht der weiteren Beiträge und des heute Üblichen – die einfache Wiederherstellung der ursprünglichen historischen Fläche mit ihrem charakteristischen Gefälle vor. Alles andere würde sich daraus ergeben, und die Möblierung sollte Möblierung bleiben.

Gegenwart der Geschichte

Und doch gibt es heute nun mal eine durchführende Landesstraße und man möchte nicht mehr im Staub gehen und so weiter und so fort. In einer heterogenen Zeit muss Architektur die Herausforderung annehmen zu beruhigen. Im Gespräch mit dem Straßenbauer und dank finanzieller Förderung des Landes hat sich die bunte Mischung des Kopfsteinpflasters als beste Option ergeben, den zahlreichen Anforderungen zu genügen und diese gestalterisch zu ordnen. Der Teppich in Segmentbögen verlegter, recycelter und geschliffener Granitsteine streckt sich von Fassade zu Fassade, von Kante zu Kante, die unschönen Wandlungen des Platzes aus dem 20. Jahrhundert sind verschwunden, das technische Equipment ist in den Untergrund gewandert. Mittlerweile gelten beide Plätze verkehrsrechtlich als „Begegnungszone“, unmittelbar nach ihrer Fertigstellung im Sommer 2021 hielt ein Bauernmarkt Einzug.

Die Möblierung ist ebenfalls sparsam: historisierende Leuchten, „Schönbrunner Bänke“, ein Trinkwasserspender – um 1900 entworfen, bis heute erhältlich, noch heute in den Hintergrund tretend. Die aus Eisen gegossenen Lichtmasten,

in einer Reihe mit den Bäumen gesetzt, begrenzen den Platz wie ein Saum, der Fahrbahn ist, Parkplätze in der großen Fläche versteckt, Platz für alles – vor allem für Menschen. Solche Leuchten fanden sich auch einmal auf den Häuserfassaden; das geht heute nicht mehr. Wer im Alten „neu“ baut, muss in Österreich neuesten Vorschriften gehorchen, unter oft allseitigem Kopfschütteln. Ist zudem ein noch so verständiger Bürgermeister Auftraggeber, gilt es mühevoll Überzeugungsarbeit zu leisten. Der Architekt gilt meist nur als Behübscher. Seine Aufgabe, oft widersprüchliche Anforderungen „in Form zu bringen“, ist zum Kraftakt geworden, der gestische Kontrast die schnelle Ausflucht. Gute Gestaltung dagegen ist unsichtbar, lautet ein gültiges Paradigma. Hier kann man es erleben.

Heute, da Altstädte zu Kulissen des Konsums und Fassaden große Warenschilder geworden sind, ist das unmittelbare Erleben gebauten Raums von einer tiefgehenden Befriedigung begleitet. Die Gestalt der beiden neu-alten Plätze ist dabei weder historisierend noch „modern“. Es geht nicht um eine nostalgische Rekonstruktion, sondern um ein Lesen in der Formgeschichte der Baukunst mit Anspruch auf Gegenwart: Der Denkmalschutz und die Stadtmauer halten alles zusammen. Aber auch die umgebende Landschaft. Sie erinnert daran, woraus dieser beglückende Stadtorganismus entstanden ist und was ihn immer noch nährt. Auch in diesem Sinn ist Stadtschlaining ein Lehrstück für die Zukunft.

Dr. Albert Kirchengast ist Architekturtheoretiker und Publizist, unterrichtet an verschiedenen Hochschulen und ist Vizepräsident von Docomomo Austria.

MAK mit neuem barrierefreien Zugang

Judith Schwarz-Jungmann

Ein spektakuläres skulpturales Rampenobjekt ist Herzstück des neuen barrierefreien Zugangs ins MAK: Direkt am Haupteingang Stubenring macht es Menschen mit Einschränkungen das MAK seit Frühsommer 2021 leichter zugänglich.



(v. l. n. r.) Burghauptmann Reinhold Sahl, der ehemalige MAK-Generaldirektor Christoph Thun-Hohenstein, Bundesministerin Margarete Schramböck, Kunst- und Kulturstatssekretärin Andrea Mayer, Bezirksvorsteher Markus Figl, Teresa Mitterlehner-Marchesani, wirtschaftliche Geschäftsführerin des MAK, und Architektin Susanne Zottl bei einer gemeinsamen Begehung des neuen barrierefreien Zugangs am 14. Juli 2021 © MAK /APA-Fotoservice/Juhasz

Über Jahre hat das MAK den neuen barrierefreien Zugang vorbereitet. Ziel war es, das Anliegen, für alle Museumsbesucher:innen gleichermaßen erreichbar zu sein, bestmöglich baulich zu übersetzen. Dabei ging es nicht nur um funktionale und architektonische Aspekte: Der neue barrierefreie Zugang sollte, dem Haupteingang gleichgesetzt, mit höchstmöglichem Komfort und ästhetisch ansprechend realisiert werden.

Architektin Susanne Zottl, die von der Burghauptmannschaft mit der Errichtung beauftragt wurde, gelang in Zusammenarbeit mit Mag. arch. Daniel Kerbler eine Lösung, die ohne Eingriff in die Außenfassade des denkmalgeschützten Museumsbaus auskommt und sowohl hinsichtlich Inklusion als auch in der architektonischen Umsetzung überzeugt.

Der barrierefreie Zugang ins MAK geht weit über die Überwindung der Stiege am Haupteingang hinaus und schließt auch umfassende Adaptierungen im Inneren des Museums

ein. Der umgebende Gehsteig am Stubenring wurde sanft angehoben, geht über in das Rampenobjekt und führt in einer leichten Steigung zum bereits bestehenden Eingang des ehemaligen MAK-Bookshops hin. Im Inneren wurden unter anderem ein barrierefreier Aufzug, der die MAK-Säulenhalle und das MAK DESIGN LAB an das Eingangsniveau anbindet, und ein mit dem Bundesdenkmalamt abgestimmter neuer Zugang in die MAK-Säulenhalle geschaffen.

„Die Zugangserleichterung für Menschen mit eingeschränkter Mobilität ist uns seit vielen Jahren ein großes Anliegen. Wir freuen uns sehr über diese neue verbindende Brücke in unser Museum, die das Haus allen Besucher:innen noch besser erschließen wird“, so Teresa Mitterlehner-Marchesani, wirtschaftliche Geschäftsführerin des MAK.

Die Arbeiten am Projekt starteten unter der Leitung der Burghauptmannschaft Österreich und mit maßgeblicher finanzieller Unterstützung des Bundesministeriums

für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport sowie des Bundesministeriums für Digitalisierung und Wirtschaftsstandort im Herbst 2020. Dem Bauvorhaben gingen eine vom MAK beauftragte Machbarkeitsstudie im Herbst 2017 und Abstimmungen mit dem Bundesdenkmalamt, mehreren Abteilungen des Magistrats der Stadt Wien, der Bezirksvorsteherung Innere Stadt und den Wiener Netzen voraus.

Wenige Wochen nach der Eröffnung trafen sich am 14. Juli 2021 Kunst- und Kulturstaatssekretärin Andrea Mayer, Bundesministerin für Digitalisierung und Wirtschaftsstandort Margarete Schramböck, Teresa Mitterlehner-Marchesani, wirtschaftliche Geschäftsführerin des MAK, der ehemalige MAK-Generaldirektor Christoph Thun-Hohenstein, Burg-hauptmann Reinhold Sahl, Bezirksvorsteher Markus Figl und Architektin Susanne Zottl, um den neuen barrierefreien Zugang am MAK-Haupteingang Stubenring gemeinsam zu besichtigen. „Inklusive Museen zeichnen sich dadurch aus, dass sie ausnahmslos allen Menschen offenstehen. Der neue barrierefreie Zugang in das Museum für angewandte Kunst ist ein Signal der Offenheit und des Bekenntnisses, dass alle willkommen sind. Es ist ein wichtiger Schritt auf dem Weg zum Abbau von Barrieren, die den Zugang zu Kunst und Kultur behindern“, zeigte sich Kunst- und Kulturstaatssekretärin Andrea Mayer angetan von der neuen Lösung.

Der neue barrierefreie Zugang garantiert nicht nur, dass das MAK ausnahmslos allen Menschen leicht zugänglich ist. Vor allem das Rampenobjekt wird gerne von vielen



Außenansicht
barrierefreier
Zugang, MAK,
2021, Architektur:
Susanne Zottl mit
Daniel Kerbler
© Mario Buda

Museumsbesucher:innen frequentiert und genützt. Es entstand damit nicht nur eine neue Brücke ins Museum, sondern auch eine kommunikative Plattform.

Mit dem neuen barrierefreien Zugang verbindet das MAK die Vision, das Museum in den Außenraum zu öffnen und auch den Bereich vor dem Gebäude durch weitere Maßnahmen attraktiver zu gestalten. Dazu laufen derzeit Gespräche mit den zuständigen Stellen.

Mag.ª Judith Schwarz-Jungmann ist Leiterin der Abteilung Presse & Öffentlichkeitsarbeit des MAK.



tpa

Das 1x1 der Immobilien- besteuerung auf optimal genutzten 0,021 m².

Jetzt kostenlos die Broschüre bestellen
und profitieren: www.tpa-group.at/immo

Die „Vertonung“ der Stadt

Rainald Franz, Angelina Pötschner



Arsenal, ehem. Waffnenmuseum, Theophil Hansen, 1850–1856 © Bundesdenkmalamt, Foto: Michael Oberer

Von der "Tonkunst" der Ringstraßenarchitektur zum Fassadenschmuck im Roten Wien: eine kleine Geschichte der Architekturkeramik in Wien.

Die Ziegelerzeugung war für Wien seit jeher von Bedeutung, da natürliche Baugesteine in der Umgebung der Stadt fehlten. Die Geschichte des Wienerbergs im Süden der Stadt prägt die Tradition der Ziegeleien, die bis ins Mittelalter zurückreicht. Um 1820 erwarb Alois Miesbach neben anderen Ziegelwerken auch jene am Wienerberg. Seine Fabrik wurde binnen Kurzem zur größten des Kontinents. Miesbach und sein Neffe Heinrich Drasche, der die Firma weiter ausbaute, sollten die Wiener Architektur der Ringstraßenzeit entscheidend beeinflussen. Bald umfasste die Produktpalette eine große Anzahl bauplastischer Elemente – von Formsteinen über Verblendziegel bis hin zu Skulpturen. Daneben belieferte vor allem die Wagramer



Rabenhof, Rabengasse,
Heinrich Schmidt, Hermann
Aichinger, 1929–1928
© Bundesdenkmalamt,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Majolikahaus, Linke Wien-
zeile, Otto Wagner, 1898/99
© Bundesdenkmalamt



Karl-Marx-Hof, Heiligenstädter Straße,
Keramikfigur an der Eingangsfassade,
1927–1930, Franz Josef Riedl
© Bundesdenkmalamt,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl



„Vorwärts“-Verlag, Rechte
Wienzeile, Hubert und Franz
Gessner, 1907–1910
© Rainald Franz

Tonwarenfabrik ab den 1830er-Jahren den Markt mit Baukeramik, einem günstigen Ersatz für Steinmaterial.

Ende 1857 dekretierte Kaiser Franz Joseph I. die Auflassung der alten Befestigungsanlagen um die Innere Stadt, was zu einer immensen Bautätigkeit in Wien führte. Die gründerzeitliche Stadterweiterung sollte auch Auswirkungen auf die Entwicklung der Keramik am Bau haben: Im Sinn des Materialexperiments und der Rationalisierung der frühindustriellen Produktion wurden ursprünglich in Stein ausgeführte bauplastische Elemente beim Wiederaufgreifen von Stilformen häufig durch architekturkeramische Teile ersetzt. Ein Musterbau dieser Art war das Arsenal (1849–1857) nach Plänen von Ludwig Förster, Theophil von Hansen und anderen. Der Biograph Constant von Wurzbach erwähnt 1857 nachdrücklich die „Terracotten für die beiden merkwürdigsten Gebäude, welche das Wien der Gegenwart aufrichtet, für die Ornamentierung der Altlerchenfelderkirche, und für das k. k. Arsenal vor dem Belvedere“. Für die Errichtung der weitläufigen militärischen Anlage waren viele Millionen Ziegel erforderlich. Bei sämtlichen Außenfassaden kam die Technik eines Verblendmauerwerkes aus besonderen, bis zur Sinterung gebrannten Ziegeln zum Einsatz. Theophil Hansen, der wie Ludwig Förster an der Wienerberger Ziegelindustrie beteiligt war, entwarf in der Folge Dekorationselemente und Bauplastik und verwendete sie bei seinen Bauten, etwa dem Palais Epstein (1868–1872). Für die Akademie der bildenden Künste (1871–1876) ließ Hansen in der Bildhauerklasse antike Götterstatuen von Schülern kopieren.

Die 24 Modelle wurden der Wienerberger Ziegelfabrik unter einer Auflage überlassen: Von jedem Exemplar war eine Ausformung kostenlos für den Neubau zu liefern. Fortan wurden die Statuen in Serie produziert. Einige davon kamen auch bei der Wiener Börse zur Anwendung, die Hansen zeitgleich verwirklichte und deren Fassade zudem mit Terrakottenplatten verkleidet wurde.

Um 1900 begann sich die Baukeramik durch Farbigkeit und im Vergleich zum Putzuntergrund unterschiedliche Materialität von der Architektur zu lösen. Otto Wagner, Hauptvertreter der Wiener Jugendstilarchitektur, wandte neue bautechnische Entwicklungen wie die Architekturkeramik zur Fassadengestaltung an: 1898/99 schuf er das Majolikahaus, dessen keramikbekleidete Fassade ein durchgehendes Blüten- und Rankenmuster aufweist, das sich ohne Berücksichtigung der Fensteröffnungen teppichartig über die gesamte Fläche erstreckt. Das Fliesenmaterial hatte neben der visuellen Wirkung auch einen praktischen Zweck, nicht zuletzt im Sinne der von Wagner propagierten „hygienischen Moderne“: „Ein Conglomerat von Staub, Russ und Niederschlägen bedeckt schon nach kurzer Zeit jedes Kunstwerk, wenn es im Freien steht, ja es verleiht ihm ein ganz verändertes und gewiss nicht beabsichtigtes Aussehen. [...] Den traurigen Folgen dieser Faktoren [...] ist nur durch die Verwendung möglichst einfacher Formen, glatter Flächen, Anwendung von Porzellan und Majolica, Steinzeug, Mosaikbilder, systematische Reinigung der Kunstwerke etc. vorzubeugen“, stellte der Architekt bereits 1896 fest.



Ludo-Hartmann-Hof, Albertgasse, Cesar Poppovits, 1924/25
© Rainald Franz

Karl-Marx-Hof, Heiligenstädter Straße, Keramikfiguren an der Eingangsfassade, 1927-1930, Franz Josef Riedl
© Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Majolikahaus, Linke Wienzeile, Otto Wagner, 1898/99 © Bundesdenkmalamt

Otto Wagners Ansätze einer mit Keramik „bekleideten“ Architektur wurden von der Wagnerschule bis in die Erste Republik weiterentwickelt und fortgeführt. In seiner Tradition steht etwa der 1907 bis 1910 realisierte Bau der Verlagsanstalt „Vorwärts“ der österreichischen Sozialdemokratie. Hubert Gessner überzog die Sockelfassade des Gebäudes signetartig mit einem roten Fliesenmantel, um sie vor Verschmutzung zu schützen.

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs ließ die Produktion von Keramik in allen Betrieben stagnieren. In der Zwischenkriegszeit war die Herstellung hochwertiger Baukeramik mit künstlerischem Anspruch vor allem der Firma Wienerberger zu verdanken, die bereitwillig Keramiker und Bildhauer beschäftigte und stetig neue Produkte hervorbrachte. Ab den 1920er-Jahren entstanden spezialisierte Keramikwerkstätten wie die Wienerberger Werkstättenschule für Keramik, die der Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft angegliedert war und Fachleute mit Praxisbezug ausbildete.

Mit der Gründung der Ersten Republik änderte sich die Funktion der Architekturkeramik. Sie wurde zum künstlerischen Aushängeschild des Roten Wien. Zwischen 1923 und 1934 entstanden 382 Gemeindebauten, von denen 85 mit Baukeramik ausgestattet wurden. Beim 1925 bis 1928 erbauten Rabenhof von Heinrich Schmidt und Hermann Aichinger wurde Architekturkeramik zur Akzentuierung von

Gebäudeteilen verwendet und kam als Klinker etwa an Portal- und Sockelzonen zum Einsatz. Einen verspielteren Umgang mit Baukeramik zeigt der Ludo Hartmann-Hof, der von 1924 bis 1925 nach Plänen von Cesar Poppovits errichtet wurde. Die Straßenfront ist ehrenhofartig ausgebildet und weist am Mitteltrakt im Erdgeschoß expressiv gestaltete, an Palmstämme erinnernde Pfeiler in Keramik mit brauner Lehmglasure auf. Die Entwicklung einer expressiven Formensprache ist vor allem bei der Bauplastik auffallend: Der Bildhauer Franz Josef Riedl schuf in Kooperation mit Wienerberger vier überlebensgroße, Ideale der Sozialdemokratie verkörpernde Majolikafiguren als Fassadenschmuck für den Karl-Marx-Hof (1927-1930). In ihrer expressionistischen Stilisierung zählen sie zu den besten keramischen Bauplastiken des Roten Wien.



Histolith®

BAUDENKMALPFLEGE



Das Komplettprogramm für die Baudenkmalpflege – mit über 100 Jahren Erfahrung.

- Kalkfarben
- Silikatfarben
- Leimfarbe
- Emulsionsfarbe
- NHL-Putze
- Trass-Kalkputze
- Leinölfarbe
- Ergänzungsprodukte

www.synthesa.at



In der Zwischenkriegszeit nahm die Baukeramik in der Architektur einen immer höheren Stellenwert ein. Die Entwicklung von der dekorreichen Fassade des Historismus zur schlichten Fassade der Moderne ließ keramische Bauplastik zum eigenständigen Kunstwerk werden.

Dr. Rainald Franz ist Kustode für Glas und Keramik am Museum für angewandte Kunst und Kurator des Museums im Geburtshaus Josef Hoffmanns in Brtnice, Tschechien.

Mag.ª Angelina Pötschner ist stellvertretende Leiterin der Abteilung für Burgenland im Bundesdenkmalamt.

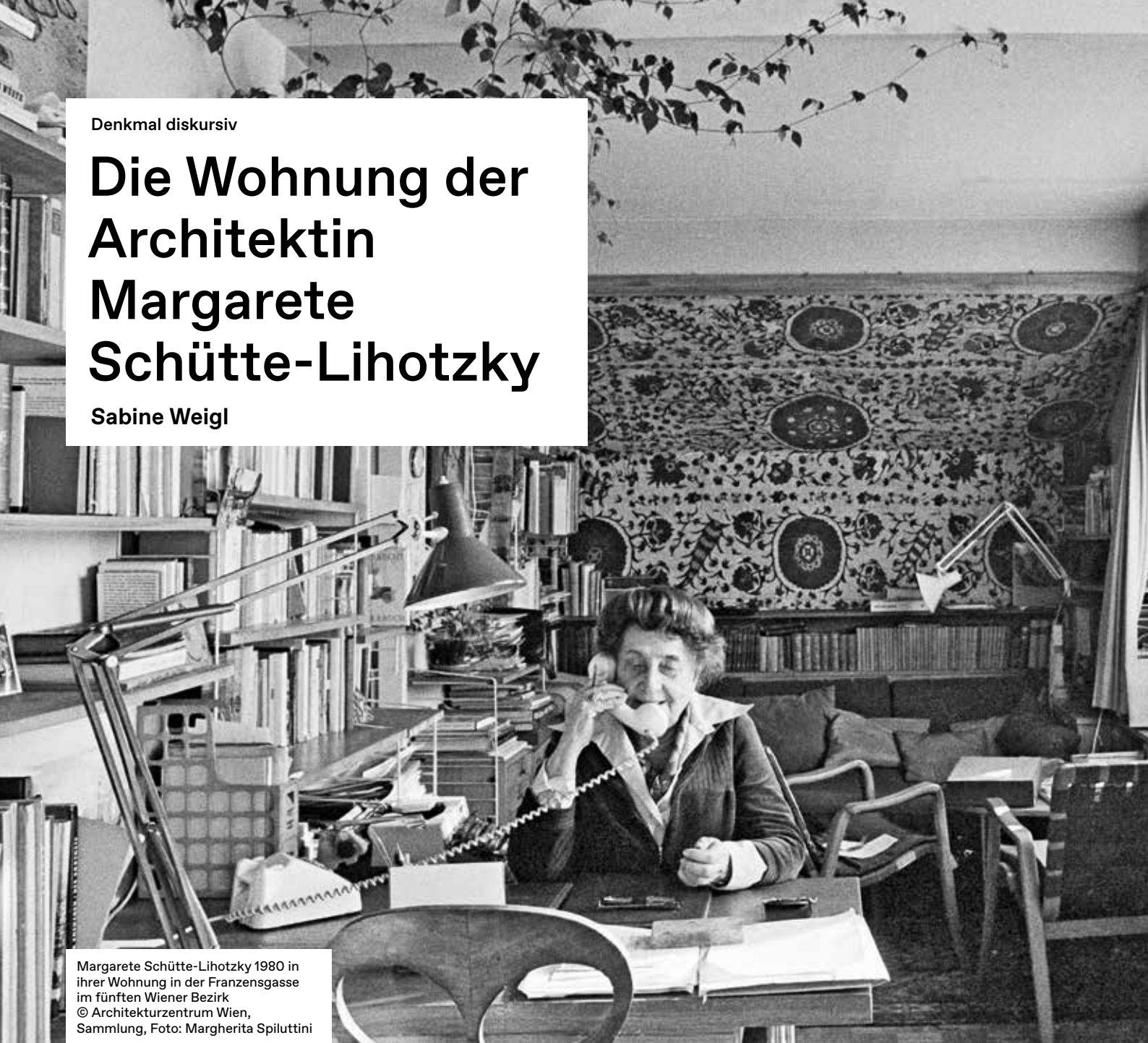
Keramisch architektonisch



Denkmal diskursiv

Die Wohnung der Architektin Margarete Schütte-Lihotzky

Sabine Weigl



Margarete Schütte-Lihotzky 1980 in
ihrer Wohnung in der Franzensgasse
im fünften Wiener Bezirk
© Architekturzentrum Wien,
Sammlung, Foto: Margherita Spiluttini

Margarete Schütte-Lihotzky (1897–2000) gilt bis heute als bedeutendste Architektin Österreichs. Ihr Wirken erstreckt sich nahezu über das gesamte 20. Jahrhundert. Seit dem Frühjahr 2021 steht ihre Wiener Wohnung unter Denkmalschutz.

Margarete Schütte-Lihotzky

Der Wohnplatz in der Wohnung von Margarete Schütte-Lihotzky, Juni 2021
© PRINZpod

Frauen, die in Österreich Architektur studierten. In den frühen 1920er-Jahren war sie an der österreichischen Kleingarten- und Siedlungsbewegung sowie an den großen (Wohn-)Bauprojekten des „Roten Wien“ beteiligt und mit der Ausarbeitung von Siedlungshaustypen sowie deren Einrichtung betraut.

Bereits in Wien arbeitete Margarete Schütte-Lihotzky intensiv an Planungsansätzen zur Rationalisierung von Wohnbau und Wohnungseinrichtung und damit zur Verbesserung der Wohn- und Lebensqualität. Ab 1926 entwickelte sie diese in Frankfurt für das städtebauliche Großprojekt „Das Neue Frankfurt“ weiter. Schütte-Lihotzky plante Wohnungen für die „berufstätige Frau“ ebenso wie „für das Existenzminimum“, also kompakte Kleinst- und Kleinwohnungen mit geringer Wohnfläche, aber äußerst ökonomischer Raumaufteilung und nach Möglichkeit mit einem direkten Zugang zu einer Freifläche. Diese Wohnprojekte stehen in ihrer strengen Funktionalität prototypisch für die rationalisierten Gestaltungsansätze der avantgardistischen Architektur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und bilden zugleich ein starkes emanzipatorisches Statement der modernen Frauenbewegung.

Im Zuge ihrer Forschung an Typisierungen stellte Schütte-Lihotzky auf Ausstellungen und in Zeitschriften Varianten einer raumökonomischen, hygienischen, praktischen, preiswerten und ästhetisch ansprechend konstruierten Arbeitsküche vor, durch deren zweckmäßige Ausstattung sich Handgriffe und Arbeitswege auf ein notwendiges Minimum reduzieren ließen. Daraus entwickelte die Architektin die „Frankfurter Küche“, die eine Arbeitsentlastung für „die berufstätige Frau“ darstellen sollte und für die ihr schließlich – obwohl ihr Werk viel umfassender war und sich generell mit dem sozialen Wohnbau und

Margarete Schütte-Lihotzky, 1897 in Wien geboren, studierte 1915 bis 1920 Architektur an der k.k. Kunstgewerbeschule in Wien (der heutigen „Angewandten“). Ihr bewegtes Leben als Architektin, Friedensaktivistin, Frauenrechtlerin, Kommunistin und Widerstandskämpferin führte sie ab 1926 unter anderem nach Frankfurt, Moskau, Japan, China, London, Paris, Istanbul, Sofia und Berlin, ehe sie 1947 nach Wien zurückkehrte.

Wichtigste Vertreterin des „Neuen Bauens“

Margarete Schütte-Lihotzky gilt als die wichtigste heimische Architektin der Nachkriegszeit. Sie war eine der ersten



Die Wohnung Margarete Schütte-Lihotzkys kommt fast ohne Türen aus, Juni 2021. © PRINZpod

der entsprechenden Infrastruktur befasste – weltweit große Anerkennung zukam. Mit der Typisierung wurde Margarete Schütte-Lihotzky zur wichtigsten Vertreterin der avantgardistischen Architekturrichtung des „Neuen Bauens“.

Ihr war es ein großes Anliegen, die gesellschaftspolitische Intention in die Architektur einfließen zu lassen. Im Vordergrund ihrer Arbeit stand die Auseinandersetzung mit den Bedürfnissen der Menschen und die Übersetzung der daraus resultierenden Erkenntnisse auf das Gebäude.

Die Wiener Wohnung der Architektin

Ab 1947 lebte Margarete Schütte-Lihotzky wieder in Wien. 1967 bis 1969 gestaltete sie eine Wohnung in einem Genossenschaftswohnbau im fünften Wiener Gemeindebezirk nach ihren Anforderungen. Dort lebte sie bis zu ihrem Tod im Jänner 2000.

Die kompakte Kleinwohnung mit 55,82 Quadratmetern Wohnfläche und einer 35 Quadratmeter großen Dachterrasse zeichnet sich durch eine äußerst ökonomische und praktische Raumaufteilung aus. Von dem kleinen Vorzimmer aus, das als einziger Raum der Wohnung über Türen verfügt, können an der linken Seite ein kleiner Abstellraum sowie eine Toilette begangen werden. Rechts liegt die etwa fünf Quadratmeter große Küche. Gemäß der jahrelangen Forschung der Architektin zu den Arbeitsschritten in der Küche und ihrer Praxis in der Typisierung von Arbeitsküchen bietet sie mit ihren knapp zwei mal zweieinhalb Metern einen perfekten Arbeitsplatz. Schütte-Lihotzky brachte die Wichtigkeit von optimaler Funktion und Gestaltung auf kleinstem

Raum zum Ausdruck. Essenziell ist hier zum einen die Durchreiche ins Wohnzimmer, die eine Verbindung zum dortigen Esstisch herstellt, und zum anderen das Fenster zur Terrasse, das einen direkten Kontakt zum Essbereich im Freien ermöglicht. Damit gelang Schütte-Lihotzky die Erweiterung der Küche zum Wohn- und Außenraum.

An den Vorraum schließt geradeaus das etwa 21 Quadratmeter große Wohnzimmer an. Die bodentiefen Fenster zur Terrasse durchfluten den Raum mit Licht und gewähren einen Ausblick auf den Dachgarten. Die Architektin unterteilte den vier mal 5,3 Meter großen Raum in Ess- und Wohnplatz. Der Essbereich ist bei der Durchreiche von der Küche situiert, der Wohnbereich an der gegenüberliegenden Wand.

Auf den lichtdurchfluteten Raum folgt ohne Zwischentür ein Kabinett. Es diente der Architektin als Arbeits- und Schlafzimmer mit direktem Zugang zum Badezimmer und zum Schrankraum. Über die gesamte Länge der Wohnung zieht sich eine fast 35 Quadratmeter große, nach Süd-Westen ausgerichtete offene Terrasse, zu der sich Fenster von Küche und Kabinett sowie Türen von Wohnzimmer und Kabinett öffnen. Ein Zugang zu einem Freibereich war für Margarete Schütte-Lihotzky seit ihrer Zeit in der Siedlerbewegung essenziell. Gerade Menschen in der Stadt sollten ihrer Ansicht nach einen direkten Zugang zur Natur haben.

Im Frühjahr 2021 wurde die Wohnung samt der erhaltenen Originalausstattung unter Denkmalschutz gestellt. Mit ihrer ökonomischen Raumstruktur spiegelt sie die politische Weltanschauung der bedeutendsten Architektin Österreichs wider. Sie ist nicht nur als Architektinnen-Wohnung einzigartig in Österreich, sondern auch eines der



In der Wiener Wohnung von Margarete Schütte-Lihotzky entsteht das **MARGARETE SCHÜTTE-LIHOTZKY ZENTRUM**. Nähere Informationen unter: www.schuette-lihotzky.at

Das Licht, das die großzügig verglaste Wohnung durchflutet, erzeugt eine beeindruckende Atmosphäre, Juni 2021. © PRINZpod

wenigen Werke, die von der international bedeutenden Architektin hierzulande geplant und umgesetzt wurden. Aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei erhielt Margarete Schütte-Lihotzky im Österreich der Nachkriegszeit kaum Aufträge.

Ihre Wohnung ist also von besonderer Bedeutung für die Architekturlandschaft. Obwohl sie nur 55 Quadratmeter aufweist, wirkt die bis ins kleinste Detail durchdachte Wohnung großzügig und atmosphärisch. Die Verbindung von räumlicher Ökonomie und größtmöglichem Wohnkomfort beruht einerseits auf der Tradition des sozialen Wohnbaus der 1920er-Jahre, weist aber andererseits gleichzeitig den Weg zur lebenswerten Smart-Wohnung der Zukunft.

Mag.^a Sabine Weigl ist Referentin in der Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung des Bundesdenkmalamtes.



bienenstark
werbeproduktionen



www.bienenstark-wp.at | office@bienenstark-wp.at
7062 St. Margarethen

WERBEPRODUKTIONEN

Ein

Andreas Lehne



In seiner Kolumne widmet sich Andreas Lehne regelmäßig einer anderen „bedeutsamen Belanglosigkeit“. Diesmal hat er einen Wiener Schaltbock im Visier, der selbstverständlich auch zeittypische und künstlerische Gestaltungsmerkmale aufweist. Welche Schlüsse würden Archäolog:innen in einer fernen Zukunft wohl daraus ziehen?

Zufall oder nicht, es gibt ein Buch mit dem – allerdings in den Plural gesetzten – Titel dieser Spalte: Der Band „Bedeutsame Belanglosigkeiten“ stammt von dem bekannten Architekturhistoriker Vittorio Magnago Lampugnani, ist 2019 im Wagenbach-Verlag erschienen und den „Kleinen Dingen im Straßenraum“, so der Untertitel, gewidmet. Lampugnani beschäftigt sich mit der Geschichte und dem Design von „Mikroarchitekturen“, jenen Serienobjekten, die zur Infrastruktur des öffentlichen Raumes gehören: Kioske, Litfasssäulen, Brunnen, Abfallkörbe, Haltestellen etc. ... Dinge, die uns eigentlich kaum auffallen, die aber Teil des vertrauten Straßenbildes und in seltenen Fällen sogar zu stadt- oder landestypischen Markenzeichen wurden – denken wir an die roten englischen Telefonzellen oder an die Pariser Metrostationen. Auch Wien ist in diesem Buch mehrfach vertreten, unter anderem mit den in den vergangenen Jahren zu Kultobjekten mutierten Würfeluhren.

ÖB-Bock

Keine Erwähnung fand darin allerdings die Kategorie Schaltbock bzw. Schaltkasten. Diese Gegenstände, die für die elektrische Steuerung der öffentlichen Beleuchtung notwendig sind, haben in den meisten Fällen allerdings tatsächlich eine so formlose Form, dass sie keiner weiteren Betrachtung wert erscheinen. Eine Ausnahme ist jener Kasten, der in Wien magistratsintern „ÖB-Bock“ genannt wird. Anthrazitfarben, rund einen halben Meter breit und einen Meter hoch, zeigt er einen Aufbau mit gestufter Basis und segmentbogiger Überdachung. Diese wird seitlich durch zwei bombierte Knöpfe akzentuiert, die man als abstrahierte Voluten interpretieren könnte. An den Seitenflächen befinden sich reliefierte Wiener Wappen. Aufgrund der Proportionen und der Gliederung mit Sockel und „Giebel“ kann man hier wohl zu Recht von „Mikro-“ bzw. „Nanoarchitektur“ sprechen.

Entsprechend der Denkmaltheorie Alois Riegls gibt es keine von Menschen geschaffenen Gegenstände, die nicht in irgendeiner Weise zeittypische künstlerische Gestaltungsmerkmale aufweisen. Riegl nennt als Beispiel einen „abgerissenen Papierzettel mit einer kurzen belanglosen Notiz“ und meint dazu: „Wäre aber der betreffende Zettel das einzige erhaltene Zeugnis vom Kunstschaffen seiner Zeit, so würden wir ihn trotz seiner Dürftigkeit für ein ganz und gar unentbehrliches Kunstdenkmal ansehen müssen.“ Wenden wir dieses Gedankenexperiment auf unseren ÖB-Bock an: In ferner Zukunft stößt ein gut ausgebildeter Archäologe bei Ausgrabung des untergegangenen Wien auf ein einigermaßen gut erhaltenes Exemplar unseres Bocks. Er würde es wohl tatsächlich als „unentbehrliches Kunstdenkmal“ betrachten. Nach gründlicher Analyse seiner extrem reduzierten neoklassizistischen Formgestalt würde er das kommunale Objekt zunächst wohl der Blütezeit der Stadt im frühen 20. Jahrhundert zuordnen. Irritiert wäre er allerdings über das Material: glasfaserverstärkten Kunststoff. Zöge er den richtigen Schluss – dass nämlich die ursprünglich aus Blech gefertigten Objekte einige Jahrzehnte später in anderem Material reproduziert worden sein mussten –, könnte ihm vielleicht der Gedanke kommen: „Wie römische Kopien nach griechischen Originalen.“

Dr. Andreas Lehne war bis zu seiner Pensionierung Leiter der Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung im Bundesdenkmalamt.



Ein ÖB-Bock am Karlsplatz, Wien
© Andreas Lehne



Heiligenblut am Großglockner um 1900 © Bundesdenkmalamt, Foto: Alois Beer

Heiligenblut

2018 ging das Bundesdenkmalamt in der Ausstellung „Elementare Architektur“ anhand von Fotografien aus dem Fotoarchiv der Beziehung zwischen zeitgenössischer Architektur und gebautem Erbe in Österreichs Kulturlandschaften nach. Dabei wurde die historische Ansicht der Pfarrkirche St. Vinzenz in Heiligenblut – ein Kabinettfoto von Alois Beer (Budapest 1840–Klagenfurt 1916) – einer Aufnahme der Amtsfotografin Petra Laubenstein gegenübergestellt und das Abgebildete als Beispiel einer intakten Kulturlandschaft präsentiert.

Alois Beer war ein bedeutender Fotograf seiner Zeit. Er lernte die Fotografie bei Ludwig Angerer und Josef Skélely, ab 1882 trug er den Titel eines k. k. Hof-Photographen.

Als „Kabinettformat“ bezeichnet man relativ kleine Fotoformate, die auf Karton geklebt wurden.

Gabriele Roithner arbeitet im Fotoarchiv der Abteilung Inventarisierung und Denkmalforschung im Bundesdenkmalamt.

Fotoarchiv

denk mal GESTERN: Denkmal heute

Gabriele Roithner

Der Blick auf die Pfarrkirche St. Vinzenz am Hang des Ortskerns von Heiligenblut mit dem Großglockner im Hintergrund ist ein bekanntes Fotomotiv – damals wie heute. Er steht für den Einklang von unberührter Natur und einem harmonischen Ortsbild.

Kärnten

Heiligenblut am Großglockner 2018
© Bundesdenkmalamt, Foto: Petra Laubenstein



Baden, Villa Hahn
© Bundesdenkmalamt,
Foto: Michael Oberer

erFRISCHendES Welterbe

Zwischen Bädern und Villen

Michael Schiebinger

Die Kurstadt Baden an der niederösterreichischen Thermenlinie unweit Wiens verströmt bis heute Biedermeier-Charme und Jahrhundertwende-Eleganz. Im Juli 2021 wurde Baden als eine von elf „Great Spa Towns of Europe“ in die UNESCO-Welterbeliste aufgenommen.

Frauenbad im
Biedermeier
© Bundesdenkmalamt,
Fotoarchiv,
Alte Ansichtensammlung





Baden

Baden war zwar unter dem bezeichnenden Namen „Aqua“ bereits bei den Römern für seine Heilquellen bekannt, doch ebnete der Badebetrieb dann für lange Zeit ab. Dies sollte sich erst an der Wende zum 19. Jahrhundert ändern, als das Kaiserhaus Baden für sich entdeckte und zu seinem Sommerfrischort erkor. Die Anwesenheit der „allerhöchsten Gäste“ brachte der Stadt einen merkbaren Aufschwung: Der Adel und das finanzkräftige Bürgertum wollten es dem Kaiserhaus gleichtun und verbrachten nun ebenso die Sommer in der noch überschaubaren Kurstadt. Es wurde kräftig in die Infrastruktur investiert, zeitgemäße Badeeinrichtungen sollten entstehen und den Kuraufenthalt in Baden in eleganter und standesgemäßer Umgebung ermöglichen.

Am 26. Juli 1812 fanden die Badefreuden ein jähes Ende, als ein Brand ausbrach, sich rasch ausbreitete und letztlich die gesamte Altstadt einäscherte. Baden lag in Trümmern, die Brandkatastrophe hatte viel an alter Bausubstanz zerstört. Trotz der damals allgemein schwierigen Lage – die Napoleonischen Kriege hatten die Kassen leergespült – gelang ein Neustart, Baden wurde wiederaufgebaut. Für Baumeister und Architekten tat sich damit eine einmalige Gelegenheit auf: Allerorten schossen Gebäude aus dem Boden, aber auch alte Bürgerhäuser bekamen ein zeitgemäßes „Facelift“ in Gestalt neuer Fassaden. Ein verheerendes Ereignis hatte also dazu geführt, dass Baden zu einer Biedermeierstadt heranwuchs, an deren Architektur sich die stilistische Entwicklung des Klassizismus und der Einfluss des frühen Historismus in einzigartiger Weise noch heute nachvollziehen lassen.

Im Zuge des Baubooms nach 1812 wurden zahlreiche Badeeinrichtungen geschaffen oder erneuert. Beim Grünen Markt entstand das Leopoldsbad mit einem klassizistischen Portikus; heute dient es als Infocenter für Touristen und Kurgäste. Wenige Schritte weiter stößt man bei einem Spaziergang auf das Engelsbad, das von „Stararchitekt“ Joseph Kornhäusel geplant wurde; er konnte in Baden zahlreiche Werke verwirklichen. War das Engelsbad noch stark von der französischen Revolutionsarchitektur beeinflusst, so begegnet einem das Franzensbad von 1827 in der sprichwörtlichen Beschaulichkeit des Biedermeiers. Die Fassade mit dem eingestellten Kuppelrisalit ist elegant zurückhaltend mit einer Nutzung versehen – hier kündigte sich bereits der Spätklassizismus an. Am Josefsplatz findet sich nicht nur das gleichnamige Bad, sondern auch das benachbarte Frauenbad, das mit seiner vorgelagerten Kolonnade dem Architekten Charles Moreau zugeschrieben wird. Heute fungiert es als Ausstellungshaus und präsentiert in den historischen Baderäumen die Arbeiten Arnulf Rainers sowie Sonderausstellungen – 2021/22 etwa eine Jubiläumsschau zum 200-jährigen Bestehen des Hauses.

Mit den zahlreichen neuen Gebäuden des Biedermeiers war die Bäderarchitektur der Kurstadt aber keineswegs abgeschlossen. So realisierte 1847/48 das Architektenduo August



Baden, 1822
© Bundesdenkmalamt,
Fotoarchiv,
Alte Ansichtensammlung

Buchtipp



Arnulf Rainer Museum (Hg.)
200 Jahre Frauenbad. Baukultur
und Kunstbetrieb in der
Kurstadt Baden bei Wien
Berlin: Deutscher Kunstverlag 2021

Ausstellungstipp



Die Ausstellung „Quellen der
Erinnerung. 200 Jahre Frauenbad
in Baden“ dokumentiert
noch bis 13. Februar 2022 die
Baugeschichte des Hauses.
Weitere Informationen:
www.arnulf-rainer-museum.at



Baden,
Josefsplatz,
1896, Stengel
und Co.
Dresden
© Bundesdenkmalamt,
Fotoarchiv

Baden

Sicard von Sicardsburg und Eduard van der Nüll mit der Mineralschwimmschule im Westen der Altstadt eines seiner frühen öffentlichen Werke. Der großzügige Bau war eines der ersten architektonischen Beispiele des frühen Historismus in Ostösterreich.

Einen weiteren stilistischen Wendepunkt markierte 80 Jahre später das monumentale Thermalstrandbad von Alois Bohn. In den 1920er-Jahren schloss die Stadt Baden eine institutionelle Lücke: Zwar gab es kleine Bäder und private Kureinrichtungen, doch es fehlte noch eine öffentliche Badeanlage, wie sie nun verwirklicht wurde. Das Thermalstrandbad war als Anlage auf der Höhe der Zeit, und die sachlich-klare Architektur des Badetraktes griff damals aktuelle Entwicklungen auf.

Neben den Badeeinrichtungen waren im Zuge des Wiederaufbaus nach dem Stadtbrand von 1812 unzählige Villen und Landhäuser entstanden, die einen angenehmen, mondänen Aufenthalt in der aufstrebenden Kurstadt ermöglichten. Der Typus der Villa etablierte sich etwa um 1820 in Baden und führte zu ersten Bauprojekten im Stadterweiterungsgebiet. Mit dem Florastöckl von Joseph Kornhäusel gelang auch ein Villenbau im alten Stadtkern, der die Tradition eines städtischen Palais aufgriff. In den folgenden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts konnten sich weitere namhafte, meist aus der nahen Residenzstadt stammende Architekten im Badener

Villennbau versuchen. Daneben lernten aber auch die immer zahlreicher werdenden lokalen Baumeister, mit der Nachfrage an repräsentativer Architektur umzugehen, und setzten beachtliche Bauprojekte um.

Rings um den alten Stadtkern entstanden Villenviertel, die die bauliche Lücke zwischen der Kernstadt und den alten Dörfern schlossen. Großzügige Straßenachsen und eine Ringstraße wurden angelegt. Entlang der Helenenstraße reiht sich bis heute eine Villa an die andere – sie stehen nunmehr als Ensemble unter Denkmalschutz. Die Badener Villen zeigen eine große gestalterische Vielfalt. Auch stilistisch reicht das Spektrum vom Klassizismus bis zur Neuen Sachlichkeit, von Joseph Kornhäusel bis Josef Frank.

Die Bedeutung und Einzigartigkeit des kulturellen Erbes von Baden – dazu zählt letztlich auch das gebaute Erbe – wurde im Juli 2021 von der UNESCO bestätigt, als sie Baden gemeinsam mit zehn weiteren Kurstädten als Teil der transnationalen, seriellen Welterbestätte „Great Spa Towns of Europe“ in die Welterbeliste aufnahm.

Mag. Dr. Michael Schiebinger ist Referent in der Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung des Bundesdenkmalamtes.

Als österreichischer Qualitätsanbieter mit mehr als 1.000 ausgebildeten Mitarbeitern sind wir für Sie da – seit mehr als 30 Jahren!

Sie erhalten von uns optimal abgestimmte Sicherheitsdienstleistungen:

- Empfangsdienste
- Portierdienste
- Werkschutz
- Doorman-Dienste
- Veranstaltungsdienste
- Revierstreifendienste
- Alarmzentrale gem. EN 5018
- ...

Vertraute Sicherheit für Unternehmen und Behörden



Eine kurze Geschichte des festlich gedeckten Tisches

Annette Ahrens

Zum Geburtstag, zu Ostern und zu Weihnachten wird das kostbare Porzellanservice aus Großmutter's Vitrine geholt. Wie hat sich die Tafelkultur im Lauf der Jahrhunderte vom höfischen über den bürgerlichen Haushalt bis hin zum heute so populären „Mix & Match“ verändert?

Man hört von Rittern, die sich den fettigen Mund ins weiße Tafeltuch wischten, und weiß von gefährlich anmutenden zweizinkigen Gabeln, mit denen das Fleischstück in ruraler Manier aufgespießt wurde. Der Weg zur gehobenen Tafelkultur, wie wir sie von Festtagen in der Familie kennen, erscheint weit. Wann genau etablierte sie sich?

Sicherlich hatte die Erfindung des europäischen Porzellans 1710 in der Stadt Meißen erheblichen Anteil an der Evolution der Tafelkultur in Europa. Denn schon aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ist uns das erste einheitliche Porzellanservice bekannt. Es wurde 1737 bis 1742 für den Premierminister von Sachsen, Heinrich Graf von Brühl, mit Schwanenmotiven angefertigt. Bis heute werden komplette Service vererbt, wengleich sich gerade eine „Mix & Match“-Kultur durchgesetzt hat, die Geerbtes, Gekauftes und Getaushtes miteinander kombiniert. Neben Beschreibungen von Höflingen und Silberkammerern sind uns nur wenige Bildquellen gedeckter Tafeln aus Barock und Rokoko überliefert. Daher vermag uns das in Wien verwahrte Gemälde mit der Tafel im Redoutensaal zur Vermählung von Joseph II. mit Isabella von Parma im Jahr 1760 so viel zu erzählen: Die Hofdamen sitzen an einem prächtig gedeckten Tisch, werden in der Manier des „Service à la française“ bedient und zeigen ihre Begeisterung für Porzellanfiguren als Tafeldekoration. Heute erscheint es undenkbar, sich mit Porzellanfiguren bei Tisch zu unterhalten – wenn schon, dann ist es eher das eigene Mobiltelefon.

Auch das Krönungsbankett Ferdinands des Gütigen in Prag 1836 stellte den Hof vor organisatorische Herausforderungen.



Martin von Meytens (1695–1770), Hoftafel im Redoutensaal anlässlich der Hochzeit von Joseph II. mit Isabella von Parma im Jahre 1760, Detail © KHM Wien Museumsverband

Man hatte weder genug Porzellan noch ausreichend Zucker und schon gar nicht genügend Konditoren zur Hand, um die mehrtägige Festivität gebührend auszurichten. So war der Hof nicht verlegen, die höchsten Adelshäuser Böhmens um Hilfe, nämlich Ausleihe des ausgebildeten Personals, zu bitten. Oberstküchenmeister Fürstenberg hatte die kühne Idee, die bedeutendsten Prager Gebäude, vorrangig Palais, „en miniature“ aus Tragant-Zucker für die Tafel nachzubilden. Heute erinnern kunstvolle Blumengestecke an diesen Wandel in der Tafelkultur: Die Tafelmitte wurde durch das „Service à la russe“ frei und ließ Platz für aufwendige Tafeldekorationen. Dieser Bedienmodus wird übrigens nach wie vor praktiziert: Hierbei bedient das Personal die Gäste oder stellt gar den Teller schon fertig garniert vor den Gast – die mitunter gängige Praxis in unseren Restaurants und Wirtshäusern.

Die Verbürgerlichung der Gesellschaft Ende des 19. Jahrhunderts brachte mit sich, dass man sich bemühte, die Aristokratie zumindest im Aufwand der gedeckten Tafeln mit Tischwäsche, Silberbesteck und umfangreichem Porzellanservice bis hin zu Fischgräten-Ablageschalen zu imitieren. Den Produzenten solcher Luxusgegenstände bescherte dies zahlreiche Aufträge. Monogramme wurden auf fein geschliffene Gläser graviert, Besteckteile mit Initialen und Kronen individualisiert, und Porzellan wurde nach künstlerischen Entwürfen ausgeführt. Mit der versuchten Revolution des Kunstgewerbes im Umfeld der

Wiener Werkstätte wurde nur der Dekor der Besteckformen neu interpretiert, wie zum Beispiel im „runden Modell“ von Josef Hoffmann. Die grundsätzliche Anordnung mit zentral gestalteter Tafelmitte als Höhepunkt einer Schautafel und darum angeordneten Sitzplätzen wie Gedecken für die einzelnen Gäste behielt man bei. Mit der Verkleinerung der Familien ging auch eine zahlenmäßige Reduktion der Personen bei Tisch einher. Die Hausfrau wartete mit drei Gängen für zumeist sechs Personen auf. Die hochgezogenen Lorbeerblätter erinnern an eine Art Gartenlaube. Die Modernisierung der 1950er-Jahre brachte ein für breite Kreise leistbares Lilien-Porzellan auf den Tisch, vor allem die Form „Daisy“ in bunten Pastellfarben. Instantkaffee, Mixer und Co. vereinfachten den einst enormen Aufwand zugunsten der Gäste schon in der Küche. Wenn uns heute unsere Großmutter zum sonntäglichen Essen einlädt, dann spüren wir noch den Glanz alter Zeiten mit festlich gedecktem Tisch, geschontem Porzellan und poliertem Silberbesteck. Wenngleich wir das als Kinder unendlich steif und altmodisch fanden, kommt doch spätestens zu Weihnachten der Wunsch auf, sich auch so eine kleine, glänzende Welt auf die eigene Tafel zu zaubern.

Annette Ahrens, BA ist Kunsthistorikerin und Expertin für historische und aktuelle Tafelkultur. Für Denkmal heute ist sie als Chefredakteurin tätig.

„Hochzeitstisch“ mit dem Besteck „rundes Modell“ von Josef Hoffmann in der Ausstellung „Der gedeckte Tisch“ in der Wiener Werkstätte, Wien, Oktober 1906 © MAK Wien





Traditionelles Handwerk

Eine Ode
an den

Kalk

Heidrun Bichler-Ripfel, Maria Walcher



Nachhaltig, umweltverträglich und lustvoll vielseitig: Die Materialien und Techniken des traditionellen Malerhandwerks überraschen durch ihre historische Tiefe und die nach wie vor meisterliche Anwendung in der Gegenwart. Seit Jahrtausenden unverändert und jederzeit verfügbar, zeigt sich vor allem Kalk als wertvolle Ressource und Baustoff der Zukunft.

Wir erinnern uns gern an das jährliche Weißkalken gemauerter Bauernhöfe, wir schätzen die Beständigkeit und Eleganz von Sgraffiti an historischen Bürgerhäusern, wir lieben es, wie Schloss Schönbrunn sonnengelb erstrahlt und sprechen dabei immer von einer speziellen Anwendung gelöschten Kalks. Seit Menschengedenken als Farbstoff, als Bindemittel und als Untergrund verwendet, findet er heute seine Wertschätzung vor allem in der Denkmalpflege. Doch Kalk kann weitaus mehr! Dank seiner hygienischen und klimatischen Vorzüge sowie der behaglichen Ausstrahlung gilt er als hochwertig ökologischer Baustoff, in der Restaurierung ebenso wie im individuellen Hausbau.

Am besten wissen das die „Maler und Anstreicher“, die den Kalk zu den wichtigsten Materialien ihres traditionellen Handwerks rechnen. „Kalk ist einfach ein Produkt, das wir am längsten kennen. Das hatten schon die Etrusker. Das ist so ein ausgereiftes Produkt von Natur aus. Da brauchen wir nichts nacherfinden“, erzählt Malermeister Rainer Höck aus Hopfgarten im Brixental aus seiner persönlichen Erfahrung. Die Arbeit mit Kalk zählt neben anderen traditionellen Fertigkeiten wie Schablonieren, Marmorieren und Maserieren zu den historischen und dekorativen Techniken dieses Berufes. Sie werden noch in zahlreichen der derzeit knapp 3 500 Handwerksbetriebe der Maler:innen und Anstreicher:innen in Österreich ausgeübt. Dieses über Generationen vermittelte Erfahrungswissen der Meisterinnen und Meister, das auch die kalkabhängigen Fresco-, Secco-, Stucco- oder

Kalkpress-Techniken umfasst, gilt seit 2021 nach den Kriterien der UNESCO als Immaterielles Kulturerbe in Österreich.

Gefährlich und faszinierend:

Vom Stein zum Pulver

Gebrochen, gebrannt, gemahlen, gelöscht: Kennen Sie den alchimistisch anmutenden Prozess der Verwandlung von Kalkstein zur Kalkfarbe? Zuerst braucht es den geeigneten Rohstoff. Er ist in den heimischen Kalkalpen ausreichend vorhanden und regional in Steinbrüchen verfügbar. Bis ins 20. Jahrhundert zumeist in kleinen, mit Holz befeuerten Kalköfen gebrannt, erfolgte das anschließende Löschen und Einsumpfen des Kalks seinerzeit in Kalkgruben direkt bei den Endnutzer:innen. „Es hat keinen Maler ohne eigene Kalkgrube gegeben, ja, eigentlich wird jeder Haushalt, jeder Bauer eine kleine Grube gehabt haben. Auch Schloss Schönbrunn hat heute noch eine eigene Kalkgrube; bestückt wird sie von der Burghauptmannschaft.“ So beschreibt Malermeister Andreas Denner aus Wien die einstige Omnipräsenz gelöschten Kalks. Sein Tiroler Kollege Rainer Höck verweist auf die Risiken des Löschens, das größte Vorsicht und Erfahrung erfordert: „Beim Löschen des gebrannten Kalkes mit Wasser entsteht große Hitze. Dieser Vorgang ist sehr gefährlich: Der gebrannte Kalk nimmt begierig Wasser auf und ‚explodiert‘. Wenn dich da was erwischt, geht das durch die Haut.“ Aus dieser risikoreichen Phase geht schließlich der begehrte Sumpfkalk hervor. Seiner richtigen Lagerung ist kontinuierlich Aufmerksamkeit zu widmen, denn er gewinnt mit der Dauer der Einlagerung an Qualität. Malermeisterin Alexandra Vierlinger aus Braunau über dieses Phänomen: „Je länger er in der Grube ruht, umso schöner, fetter und ausgiebiger wird er. Sorgt man dafür, dass der Kalksumpf nie ganz eintrocknet, hält sich der Kalk unbegrenzte Zeit. Mit Regenwasser wird die Grube immer wieder neu gespült; durch Ausspülen, Nachreagieren und Nachziehen wird der Sumpfkalk von Jahr zu Jahr besser.“ Die kleinen Feldöfen verschwanden im 20. Jahrhundert sukzessive, das Brennen, Mahlen, Löschen und Lagern des Kalks übernahmen nun weitgehend industrielle Baustoff-Produzenten. Bis heute gehören Kalkgruben allerdings zur Ausstattung traditionell ausgerichteter Malerbetriebe.



Vom richtigen Moment

Seit den ersten steinzeitlichen Höhlenmalereien, die als älteste künstlerisch-handwerkliche Manifestationen gelten können, haben sich sowohl die Farbverwendung mit natürlichen Pigmenten als auch die Ritz- und Kratztechniken über die Jahrtausende ständig weiterentwickelt. Ein spezieller Höhepunkt lässt sich im 16. Jahrhundert mit der Sgraffito-Technik festmachen. Diese folgt, ebenso wie die Fresco-Herstellung, dem „Gebot der strengen Harmonie mit dem Kreislauf des Kalkes“. Dabei geht es vor allem um die Erfahrung im Umgang mit feuchtem Putz, der nur eine kleine Zeitspanne des korrekten Einarbeitens von Farbe, des Auftragens mehrerer Schichten und der Bearbeitung zulässt. Meisterin Alexandra Vierlinger lernte die Kunst von ihrem Vater und wendet sie selbst erfolgreich an: „Sgraffitotechnik mach ich sehr gerne, das ist eine Kratzputztechnik, die in der Renaissance sehr viel verwendet wurde, zum Beispiel in Steyr, Mauterndorf und im Waldviertel. Man färbt den Kalkputz ein und trägt ihn in mehreren Schichten auf, um dann im richtigen Moment wieder Ornamente herauszukratzen. So wurden ganze Fassaden gestaltet.“ Ein Nacharbeiten ist schwer bis unmöglich, da die Putzschichten mit dem Untergrund rasch versteinern – was diese Fassadengestaltung umgekehrt aber extrem wetterfest macht.

Es zahlt sich aus

„Wenn man ein altes Gebäude hat, muss man damit richtig umgehen können. Neue Bautechniken können sich dort oft als äußerst nachteilig herausstellen“, beschreibt Meister Reinhard Nöhammer aus Drosendorf im Waldviertel das oft fehlende Verständnis bei Renovierungsvorhaben. Über Jahrhunderte und Generationen hinweg war die Verwendung von Kalk im Bauwesen konkurrenzlos. Die zunehmende Hinwendung zu Kunststoffprodukten im 20. Jahrhundert veränderte die allgemeine Wahrnehmung hinsichtlich der Produktqualitäten dramatisch. Einfach anzuwenden, schnell in der Fertigung und kostengünstig sollte alles sein. Meisterliches Können und langjährige Haltbarkeit rückten in den Hintergrund, und über Nachhaltigkeit oder gesundes Wohnen machte man sich wenig Gedanken. Nun fokussiert der Zeitgeist wieder auf Themen wie Umweltfreundlichkeit und physische Verträglichkeit, was

der Anwendung von Kalktechniken zugutekommen könnte. Doch die damit verbundene Ästhetik entspricht nur mehr bedingt den derzeitigen Präferenzen. „Die Kunden wollen einen Kalkanstrich, weil sie hören, dass das so gesund und besser sein soll. Zugleich erwarten sie sich aber einen glatten Anstrich wie bei der Kunststoff-Dispersion, und das geht eben nicht.“

Das traditionelle Malerhandwerk wird derzeit hauptsächlich in Zusammenhang mit Denkmalpflege praktiziert. In der Erhaltung von historischer Substanz muss auf Material und handwerkliches Können größter Wert gelegt werden, da Parameter wie Feuchtigkeit, Belüftung, präzise Technik und Langlebigkeit eine entscheidende Rolle spielen. So wird etwa das Raumklima durch einen durchlässigen mineralischen Wandverputz positiv beeinflusst, der sich im Unterschied zu Materialien mit Kunststoffanteilen nicht elektrostatisch auflädt. Diesen Erfahrungsschatz der Meisterinnen und Meister auch für den Haus- und Wohnungsbau wieder nutzbar zu machen zahlt sich bestimmt aus: „Auch wenn schon Beton und Styropor im Spiel und die Wände dicht sind, macht es trotzdem Sinn, Kalk oder Leimfarben anzuwenden, weil diese für gutes Raumklima sorgen. Außerdem fühle ich mich bei der Verarbeitung solcher Materialien wohler, weil ich weiß, dass man damit einen geringeren ökologischen Fußabdruck hinterlässt.“

Prof.ⁱⁿ Mag.^a Maria Walcher ist Kulturvermittlerin und Expertin für Immaterielles Kulturerbe. Die Betonung des Stellenwerts und die Weitergabe von Erfahrungswissen an die nächsten Generationen sind wesentliche Anliegen.

DIⁱⁿ Heidrun Bichler-Ripfel ist Leiterin des Instituts für angewandte Gewerbeforschung (IAGF). Die Zukunftsfähigkeit und Weiterentwicklung von Gewerbe und Handwerk sind Arbeitsschwerpunkte.

Kreislauf des Kalks

Das Brennen, Löschen und Abbinden des Kalksteins (CaCO₃) kurz in Formeln ausgedrückt:

CaCO ₃ + Wärme	= CaO + CO ₂	Entsäuern, Brennen
CaO + H ₂ O	= Ca(OH) ₂ + Wärme	Löschen
Ca(OH) ₂ + CO ₂	= CaCO ₃ + H ₂ O	Abbinden

Quelle: Hiltraud Ast: Die Kalkbrenner am Ostrand der Alpen. Gutenstein-Vorderbruck 1977, S. 13

Fotoserie: © Bundesdenkmalamt,
Fotos: Bettina Neubauer-Pregl



„In ganz Österreich haben die klassischen Maler noch ihre Kalkgruben, worauf sie sehr stolz sind und auch sein sollen.“

Andreas Denner, Malermeister, Wien

„Kein Baustoff ergibt eine so edle Oberfläche wie Kalk, keiner setzt freilich auch so viel Erfahrung und Hingabe voraus.“

Alexandra Vierlinger, Malermeisterin, Braunau am Inn





Von der Zukunft in die Vergangen- heit

Judith Niederklopper-Würtinger

Spaziert man heute durch das verkehrsberuhigte Jüdische Viertel von Hohenems, fällt auf, dass hier sehr viel Sorgfalt aufgewendet wurde: Man erblickt renovierte Häuser, neue Brunnen, Plätze zum Verweilen, die eine oder andere Baustelle, aber auch kleine Geschäfte, und vor allem hat man als Fußgänger:in Vorrang!

Das Jüdische Viertel in Hohenems, einer geschichtsträchtigen kleinen Stadt im vorarlbergischen Rheintal, kann auf eine lange Geschichte von Besiedlung, gesellschaftlicher Teilhabe und Ausgrenzung, kontroverser Erinnerungskultur und Stadtentwicklung verweisen. Für den Denkmalschutz, der dafür 1996 einen Ensembleschutz definierte, bedeutete das nicht zuletzt eine Herausforderung.

Die Hohenemser Grafen hatten 1617 Juden die Ansiedlung in der damaligen Grafschaft Hohenems ermöglicht. Erste Familien kamen, und bald entstand ein Viertel, in dem vorwiegend Jüdinnen und Juden wohnten. Die lange Geschichte der Jüdischen Gemeinde bis zu ihrem Ende 1938 manifestiert sich in vielen noch immer erhaltenen Gebäuden.

Nach der Gründung des Jüdischen Museums Hohenems 1991, selbst in einer ehemaligen jüdischen Villa situiert, rückte die Geschichte der einzelnen Häuser, vor allem aber auch der Menschen, die darin lebten, in den Vordergrund, und in der Bevölkerung entwickelte sich ein wertschätzendes Bewusstsein. Diskutierte man in den 1990er-Jahren noch Erhalt oder Abriss, so ist man heute stolz auf dieses erhaltene Erbe.

Alle wichtigen Gebäude einer Jüdischen Gemeinde sind im Viertel vorhanden. Die Synagoge von früher ist heute ein Mehrzwecksaal und beherbergt die Musikschule der Region.



Im Jüdischen Viertel Hohenems, rechts die ehemalige Synagoge © JMH, Foto: Dietmar Walser

Wer Interesse an der Erkundung von Hohenems hat, kann unter vielen Angeboten wählen. Das Jüdische Museum Hohenems bietet eine Reihe von Führungsformaten, die ganz individuell auf die Interessen der Besucher:innen abgestimmt werden können. Detaillierte Informationen bekommt man auch auf Kulturrouten, mit denen sich Hohenems via Smartphone-App „Vorarlberg – Urlaub & Freizeit“ (für Apple und Android) individuell erleben lässt.

Informationen unter:

www.jm-hohenems.at/
<https://vorarlberg.at/-/kulturrouten>
www.vorarlberg.travel/kultur-brauchtum/kulturrouten-in-vorarlberg/

Das ehemalige Armenhaus der Jüdischen Gemeinde ist zusammen mit dem Bundesdenkmalamt mit Rücksicht auf traditionelle Materialien vorbildlich renoviert worden. Es wird heute von einer Familie bewohnt und bietet im Erdgeschoß einem Fotoatelier Platz. In der ehemaligen Jüdischen Schule findet sich ein Restaurant namens „Moritz“, benannt nach dem langjährigen Schulleiter Moritz Federmann.

Neben einfachen Häusern eher ärmlicher Besitzer:innen gibt es aber auch stattliche Bürgerhäuser, die im 19. Jahrhundert dem Viertel einen städtischen Anstrich verliehen. Drei Villen jüdischer Textilfabrikanten, die im Vorarlberg der Frühindustrialisierung mit Textilproduktion und -veredelung zu Ansehen gelangten, sind erhalten. Die größte davon, in den 1880ern von namhaften Schweizer Architekten geplant, wird aktuell renoviert und zum Kulturzentrum der Stadt werden.

Das Jüdische Viertel hat es geschafft, ein lebendiger Teil der Stadt zu bleiben, und weckt gleichzeitig die Neugierde, seine Historie kennenzulernen.

Mag.^a Judith Niederklopper-Würtinger arbeitet in der Vermittlung im Jüdischen Museum Hohenems.



Im Jüdischen Viertel Hohenems, links die ehemalige Mikwe, rechts die ehemalige Jüdische Schule © JMH, Foto: Dietmar Walser



Das Jüdische Museum Hohenems © JMH, Foto: Dietmar Walser

Umfassende Restaurierung

Die Akademie am Schiller- platz

Katharina Roithmeier

Bibliothek mit originaler Holzausstattung
© Bundesdenkmalamt,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Denkmal freunde

Die Akademie der bildenden Künste am Wiener Schillerplatz zählt zu den bedeutendsten Werken des Architekten Theophil Hansen. Aufgrund ihrer baukünstlerischen Qualität, ihres authentischen Erhaltungszustandes, ihrer kulturellen und historischen Bedeutung als eine der ältesten Kunstakademien im deutschsprachigen Raum sowie ihres einzigartigen Sammlungsbestandes nimmt sie einen besonderen Stellenwert in der Wiener Denkmallandschaft ein. Nach mehrjähriger Generalsanierung konnte die „Bildende“ im Oktober 2021 wieder den Lehrbetrieb aufnehmen.

Vestibül mit Blick in die Aula © Bundesdenkmalamt,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Die Akademie der bildenden Künste wurde in den Jahren 1872 bis 1877 nach Plänen des Architekten Theophil Hansen als freistehender Monumentalbau in unmittelbarer Nähe der Ringstraße errichtet. Bereits an der Außenfassade verweisen die Skulpturen und Malereien, die unter Mitwirkung von Akademieschüler:innen entstanden, auf die Nutzung des Gebäudes. Es handelt sich um einen Viertrakter im Stil der Neorenaissance mit turmartigen Eckrisaliten und zwei Innenhöfen. Diese werden durch einen im Bereich der Mittelachse des Gebäudes eingeschobenen Baukörper ausgebildet, in dem sich die Aula befindet. Über einen vorgelagerten Portikus mit dorischer Säulenordnung und bekrönenden Skulpturen gelangt man in das dreischiffige Vestibül und weiter in die Aula, einen der qualitativsten Innenräume der Wiener Ringstraße. Der reich ausgestattete hohe Rechtecksaal mit eingestellten dorischen Säulen, die eine Art umlaufenden Wandelgang ausbilden, verfügt über großzügige Lichtgaden im oberen Raumbereich und großformatige Deckengemälde, unter anderem von Maler Anselm Feuerbach. Auch die im gesamten Gebäude hofseitig angeordneten Erschließungsflächen und die daran angrenzenden Stiegenhäuser weisen eine reiche dekorative Innengestaltung auf. Im Bereich der Bibliothek und des Anatomiesaals hat sich das originale Mobiliar erhalten. Die Sammlungen der Gemäldegalerie und des Kupferstichkabinetts komplettieren die architektonisch, kulturell und (kunst-)geschichtlich bedeutende Institution der Akademie der bildenden Künste.

Im Jahr 2017, nach 140-jährigem Bestehen, fiel der Startschuss zu einer umfangreichen Generalsanierung des Objektes, das sich zu diesem Zeitpunkt in einem durchwachsenen Zustand befand. Die haustechnischen Anlagen waren veraltet, die Ateliers, Vortragsäle und Büros nach langer Nutzung sanierungsbedürftig, die umfangreichen Sammlungsbestände in den vorhandenen Räumlichkeiten kaum mehr unterzubringen, und die Oberflächen im gesamten Gebäude wiesen neben Verschmutzungen und Fehlstellen teilweise unpassende Überarbeitungen auf. Die Generalsanierung umfasste daher die Erneuerung der gesamten Elektrik, den Einbau einer Bauteilheizung in den Gangbereichen, die Verbesserung der Sicherheit im Gebäude durch moderne Brandmeldeanlagen und ein entsprechendes Beleuchtungskonzept sowie die qualitätsvolle Restaurierung der hochwertigen Oberflächen an

den Fassaden und im Gebäudeinneren. Um die Sammlungsbestände zeitgemäß zu lagern, wurde ein neues Archiv unter einem der beiden Innenhöfe geschaffen.

Im Vorfeld der Generalsanierung erfolgten in Abstimmung mit dem Bundesdenkmalamt technische, baugeschichtliche und restauratorische Analysen, um so viel wie möglich über das Gebäude und seinen Erhaltungszustand in Erfahrung zu bringen. Vor allem die Oberflächen der Fassaden, Fenster und Türen, der prunkvoll ausgestatteten Bereiche wie Foyer, Aula, Bibliothek und Gangflächen inklusive Stiegenhäuser wurden genauestens untersucht. Auf Basis dieser Vorarbeiten erstellte man Musterflächen und arbeitete Maßnahmenkonzepte aus, etwa für den Umgang mit bauzeitlich erhaltenen Fassadenbereichen, mit Malereien im Gebäudeinneren, die im Zweiten Weltkrieg durch Bomben beschädigt und später rekonstruiert worden waren, oder mit Fehlstellen bei Schablonenmalereien an Gangdecken. Ein Highlight der restauratorischen Befundungen stellte die Untersuchung der Erstfassung an Wänden und Decke im Anatomiesaal dar, in dem das originale Mobiliar, bestehend aus halbkreisförmig angeordneten Holzbänken, Pult und Seziertisch, bis heute erhalten geblieben ist: Unter dem weißen Letztanstrich fanden sich tatsächlich noch Spuren der von Theophil Hansen entworfenen illusionistischen Wand- und Deckenmalerei. Auf Basis gründlicher wissenschaftlicher Untersuchungen konnte die originale Raumfassung rekonstruiert werden, wodurch Hansens Gestaltungsintention wieder erlebbar ist. Auch für die Erneuerung der Elektroinstallationen

spielten die Befundungen der Wandoberflächen eine entscheidende Rolle. Bei der Untersuchung der aktuell weiß gefassten, straßenseitig gelegenen Räume der Akademie stellte sich heraus, dass diese ursprünglich alle farbig ausgestaltet gewesen waren: Im Allgemeinen verfügten sie über einen schwarzen Sockel in unterschiedlicher Höhe, teilweise mit gemaltem Profil als Abschluss, darüber je nach Raum über einfarbig rote, gelbe, grüne, braune oder graue Wandfassungen mit abschließender gemalter Architravzone und farblich darauf abgestimmter Deckenfassung. In einigen Räumen wurden jedoch auch aufwendigere Malereien entdeckt. Auf Basis dieser Erkenntnisse wurden Bereiche definiert, in denen Stemmarbeiten möglich waren, und solche, die nicht angetastet werden durften, um die verborgenen originalen Wandfassungen zu bewahren.

Die durch Verschmutzungen in ihrer Raumwirkung stark beeinträchtigte Aula erstrahlt durch die Reinigungs- und Restaurierungsarbeiten sowie das neue Beleuchtungskonzept wieder in vollem Glanz. Auch die Bibliothek mit ihren bauzeitlichen Holzregalen und -tischen ist nach umfangreicher Restaurierung bereit für die nächsten Generationen von Studierenden. Im Sommer 2021 übergab die Bundesimmobiliengesellschaft das Objekt nach abgeschlossener Generalsanierung an die Akademie der bildenden Künste, die den Universitätsbetrieb im Herbst wieder aufgenommen hat.

DIⁿ Katharina Roithmeier ist Mitarbeiterin in der Abteilung für Wien im Bundesdenkmalamt.



Denkmalfreunde unterwegs

Die Denkmalfreunde in der Akademie der bildenden Künste

Christa M. Pinz



Anatomiesaal mit originalen Sitzbänken
© Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde ist es ein Anliegen, zur Erforschung und zur Erhaltung des Denkmalbestandes in Österreich beizutragen, um so das reiche kulturelle Erbe des Landes zu bewahren.

Ein wesentlicher Anteil kommt ihren Mitgliedern zu, den „Denkmalfreunden“. Bei Führungen, Vorträgen und Ausflügen pflegen sie den Austausch, zuletzt etwa in der frisch sanierten Akademie der bildenden Künste. Im Juni folgte der Verein der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde einer Einladung des Bundesdenkmalamtes in die Akademie der bildenden Künste Wien. Die Freude auf ein Wiedersehen war unter den Mitgliedern der Denkmalfreunde nach über einem Jahr zwangsbedingter Pause ebenso groß wie das Interesse, einen ersten Blick in die jüngst umfassend restaurierten Räumlichkeiten der Akademie zu werfen. Noch ehe der Studienbetrieb im Herbst wieder aufgenommen wurde, bot sich den Denkmalfreunden damit die Möglichkeit, unter der Führung Uwe Beyers von der örtlichen Bauaufsicht und Katharina Roithmeiers vom Bundesdenkmalamt Aula, Bibliothek und Hörsäle zu besuchen, deren Fertigstellung sich im Juni teilweise noch in den letzten Zügen befand. Gebannt folgten die Teilnehmer:innen der Führung den interessanten Schilderungen über die Herausforderungen der aufwendigen und eindrucksvollen Renovierung. Die Österreichische Gesellschaft der Denkmalfreunde hofft, dass sie bald wieder ihr jährliches Fundraising Dinner abhalten sowie alle anderen Veranstaltungen wie Vortragsreihen und Führungen in gewohnt häufiger Anzahl stattfinden lassen kann. Die Mitglieder werden über künftige Aktivitäten selbstverständlich zeitgerecht verständigt.

Christa M. Pinz ist Generalsekretärin der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde.

Vorschau

Das nächste Heft erscheint im Juni 2022.



Villa Rezek © Wolfgang Salcher



Turmuhrwerk Gut Hornegg © horologium, Foto: Michael Neureiter

Impressum

Denkmal heute, Magazin für Denkmalpflege in Österreich, Ausgabe 2/2021
Herausgeberin: Österreichische Gesellschaft der Denkmalfreunde
ZVR 782038063, ISSN: 2224-1868
Schwarzenbergplatz 4, 1031 Wien
Chefredaktion: Annette Ahrens, BA
Redaktion: Mag. Christiane Beisl (Bundesdenkmalamt), redaktion@bda.gv.at
Dr. Alexandra Arnim, Christa M. Pinz, Mag. Kathrin Rauch
Fotoredaktion: Gabriele Roithner (Bundesdenkmalamt)
Grafik: Studio Corsaro, Gudi Schwienbacher, Miriam Hilz, studio@corsaro.at
Lektorat: scriptophil. die textagentur, office@scriptophil.at
Illustration: Lisa Scherzer, mail@liailustr.at
Druck: Brüder Glöckler, Staudiglgasse 3, 2752 Wöllersdorf, office@gloeckler.co.at
Anzeigen: Agentur Wall, Dr. Johanna Wall, office@agenturwall.com,
Telefon +43 650 788 2703

Coverfoto: Norman Shetler, Gartenbaukino © Bundesdenkmalamt,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Druckfehler und Irrtümer sowie kurzfristige Änderungen vorbehalten. Alle Angaben
ohne Gewähr. Gerichtsstand ist für beide Teile Wien. Es gilt österreichisches Recht.

Personenbezogene Ausdrücke in diesem Magazin umfassen jedes
Geschlecht gleichermaßen.

Das Magazin Denkmal heute erscheint in Kooperation zwischen der Österreichischen
Gesellschaft der Denkmalfreunde und dem Bundesdenkmalamt.

**DENKMAL
FREUNDE**

 **Bundesdenkmalamt**

Werden Sie Denkmal freund

Beitritt als ordentliches Mitglied

Ich interessiere mich für die Tätigkeit der Österreichischen
Gesellschaft der Denkmalfreunde und würde gerne als
ordentliches Mitglied beitreten.

Mitgliedsbeitrag 50 Euro

Förderer 400 Euro

Firmenmitgliedschaft 800 Euro

Abonnementbestellung

Ich abonniere Denkmal heute zum Preis von 15 Euro p.A.

Vorname

Nachname

Adresse

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Der Schutz Ihrer persönlichen Daten ist uns ein besonderes Anliegen. Wir verarbeiten Ihre Daten
daher ausschließlich auf Grundlage der gesetzlichen Bestimmungen (DSGVO, TKG 2003).

Bitte ausgefüllt senden an

Österreichische Gesellschaft
der Denkmalfreunde
Schwarzenbergplatz 4
1031 Wien

Kontakt

Generalsekretärin Christa M. Pinz
Tel.: +43 676 604 98 28
generalsekretariat@denkmalfreunde.com

Weitere Informationen finden Sie
auf der Website

denkmalfreunde.com

**DENKMAL
FREUNDE**



RAUM FÜR BILDUNG

Akademie der bildenden Künste, Architektur: Theophil Hansen, Foto: Helmut Wimmer



Die prachtvolle Akademie der bildenden Künste am Wiener Schillerplatz ist eines von rund 350 denkmalgeschützten Bauwerken im Portfolio der BIG. Wir haben das Haus, das Theophil Hansen vor 150 Jahren für die Akademie entworfen hat, mit viel Gespür, Können und Teamwork restauriert. Bald gehen hier wieder Kunst-Studierende ein und aus und die Gemäldegalerie ist für Besucherinnen und Besucher geöffnet. Der Anatomiesaal (Bild) ist jetzt wieder in jenen Farben erlebbar, die Hansen erdacht hatte.

Die historischen Gebäude, für die wir Verantwortung tragen, bedürfen unserer besonderen Umsicht. Ihre sorgsame und konsequente Erhaltung ist wesentlich für die Baukultur unseres Landes und bedeutet gleichzeitig die Schonung von Ressourcen. Das macht aus Denkmalschutz auch einen wichtigen Faktor für den Klimaschutz.

www.big.at

Entgeltliche Einschaltung

VER KAU FEN

ZU SPITZENPREISEN

DOROTHEUM

SEIT 1707

